2/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Frontfotograf

Unbekannte Bilddokumente – kommentiert von Simonow

Blitz auf Probe

Hermsdorfer Qualitätsprüfung

Manche mögens kalt

Zu Besuch bei den Eisschwimmern an der Newa

★ Inhalt

Reportage
Etwas Arktis für die Küche **Seite 4**

Wirtschaft
Blitze über Hermsdorf **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Kriegsfotos
Konstantin Simonow über den Frontkorrespondenten Pawel Troschkin **Seite 16**

Memoiren
Vera Figner – Erinnerungen einer Revolutionärin (Schluß) **Seiten 22 u. 27**

Völkerschaft
Die Ewenen **Seite 23**

Dokumentation
Zeugnisse des kalkulierten Massenmordes **Seite 28**

Besuch
Beim Schriftstellerehepaar Ruth und Max Seydewitz in Dresden **Seite 30**

Moskauer Skizzen
Das Herzen-Haus **Seite 33**

Erzählung
Anton Tschechow: „Die Schönen“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die zwölf Monate“ **Seite 40**

Im Leserauftrag
Dr. Kühlmann – FW-Autor unter Haien und Korallen **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Schmuck
Juwelen aus Böhmens Bergen **Seite 46**

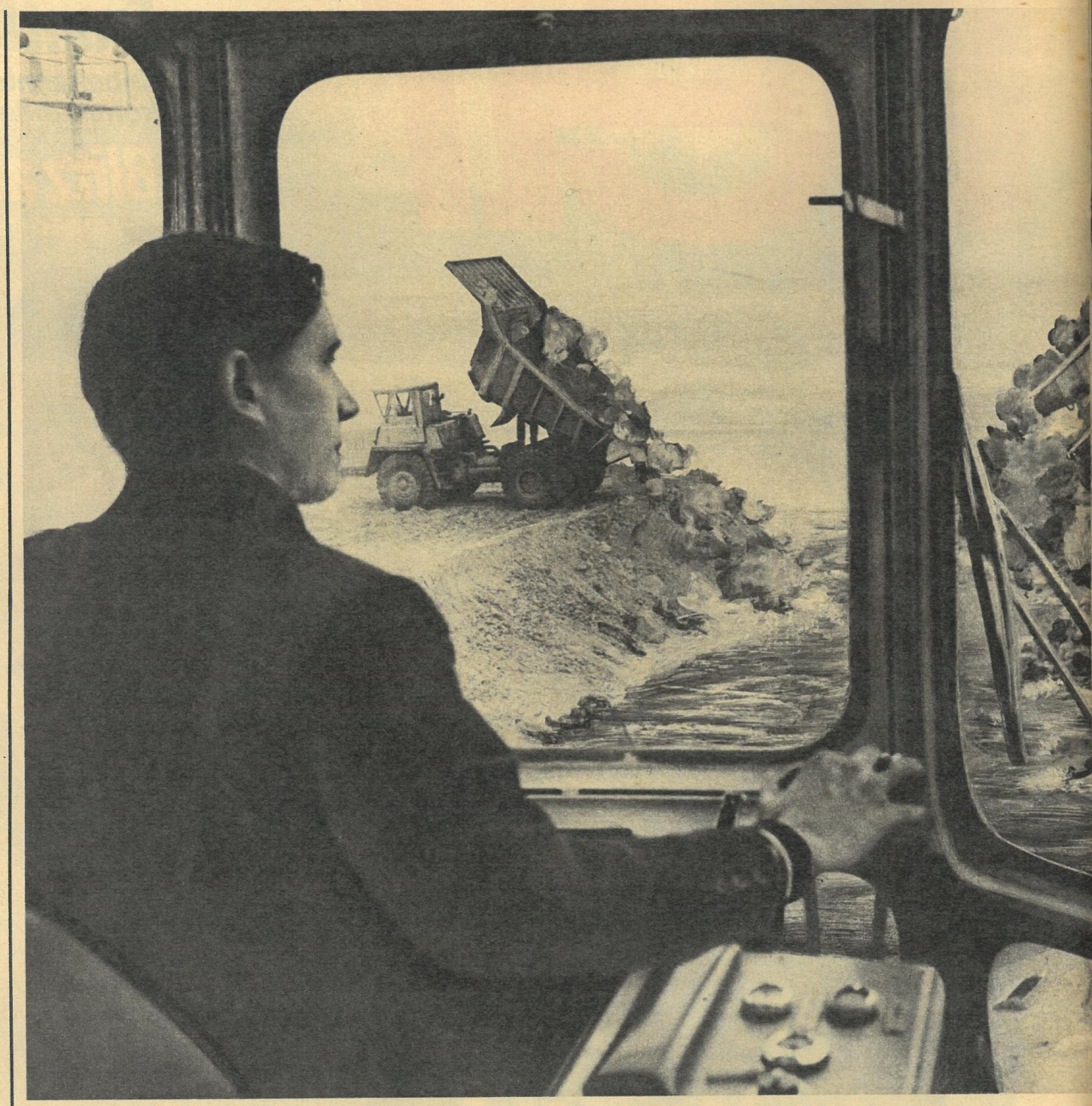
Sport
Die Turnerin Olga Mostepanowa **Seite 50**

Freizeit
Eisschwimmer an der Newa **Seite 52**

Titelfoto:
Den Leningrader Dammbauer und Eisschwimmer Valeri Lawrenenko und seine Freundin Nelli fotografierte Lothar Willmann

Redaktionsschluß für dieses Heft: **14.1.1985**

★ Im Blickpunkt

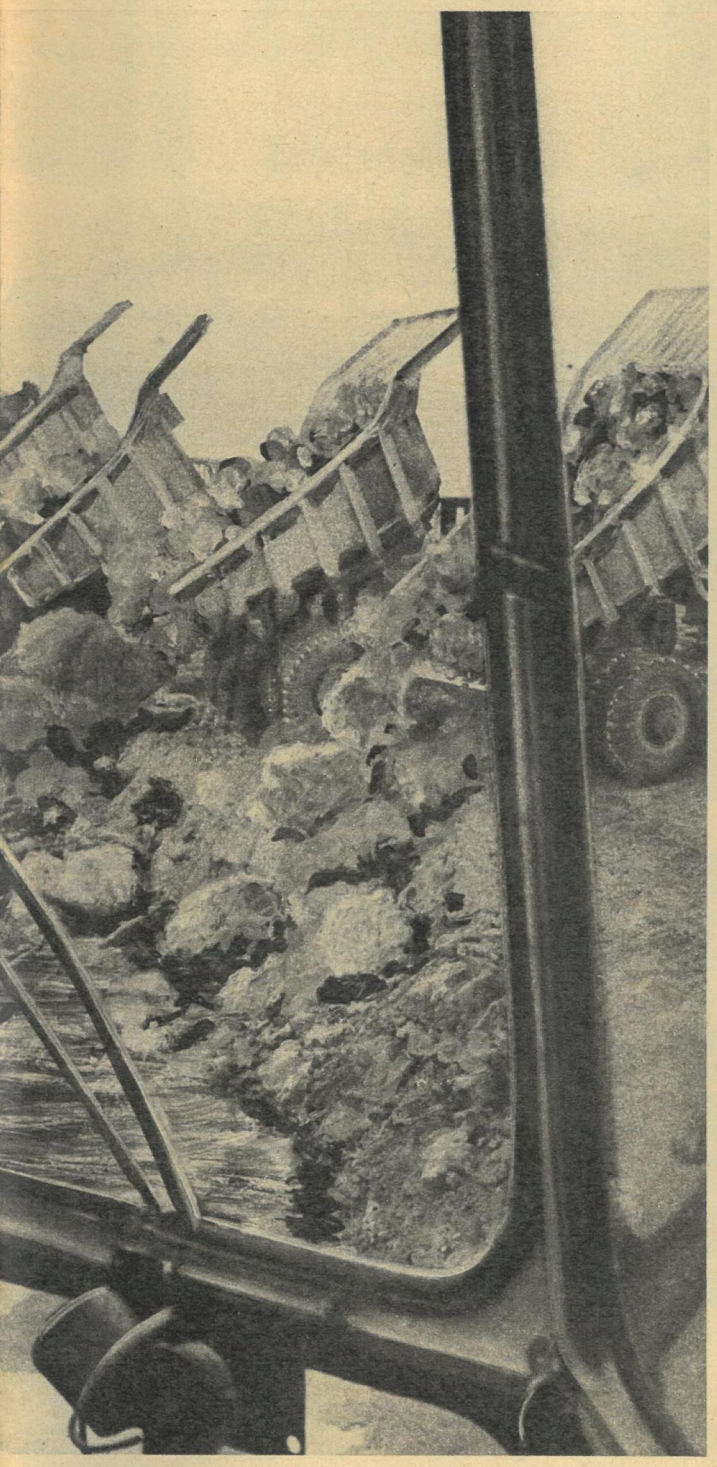


Vorstoß von Insel und Küste

Dammsockel für Leningrads „Meeresschild“ im Nordabschnitt geschlossen + Insel Kotlin mit Festland verbunden + Schwerpunkt des Baugeschehens verlagert sich nach Süden + Tiefbaggern für das 200-Meter-Schiffahrtstor beginnt noch vor dem Sommer.

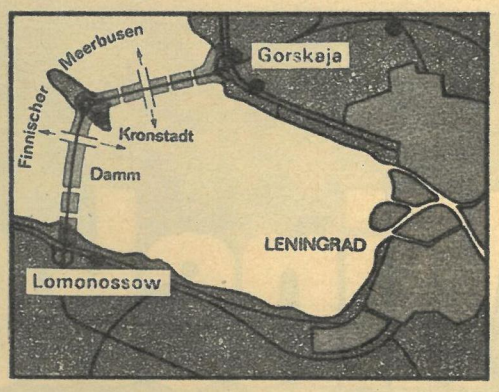
Der Winter war zeitig gekommen, schon im frühen November, und er kam unerhört hart: Immer tiefer glitt die Quecksilbersäule, schwankte bei Temperaturen um 20 Grad minus. Doch draußen vor der Stadt, im Eiswind, der über die Newa-Bucht des Finnischen Meerbusens fegte, kämpften die Männer auf Montageplätzen und Schüttstellen des künftigen Schutzdamms für Leningrad darum, ihr Versprechen einzulösen. Ihr Schrittmaß, das den Dammsockel gleichzeitig von Norden (Siedlung Gorskaja auf der Karelischen Landenge) wie Süden (Insel Kotlin, nördlich Kronstadts) – zunächst molenartig schmal, dann in gesamter breiter Front – der Vereinigung entgegenwachsen ließ, hatte seit dem Sommer im täglichen 24-Stunden-Takt kontinuierlich mehr als 20 Meter erreicht. Nun, an diesem wolkentrüben Tag unmittelbar vor der Jahreswende, war es soweit: Mehr als fünfzig 27-Tonnen-Kipper, Dutzende Planierraupen und Schrapper waren zu der Dammrinne gerollt, um die letzte Lücke im nördlichen Dammkomplex zu schließen. Helle Schläge einer Schiffsglocke hallten weithin über den Meerbusen, waren das Zeichen: Kippermotoren heulten auf, beiderseits der Rinne setzten sich die schweren BELAS rückwärts in Bewegung; ihre Pneumatik-Zylinder wuchteten die Kippmulden zur Höhe, Granitbrocken stürzten in die Tiefe, vereinigten sich für ewig mit dem Seegrund; Mergel und Sand folgten ihnen nach, Schrapper und Planierraupen verdichteten den Sockel des Damms, der die Newa-Stadt dereinst vor dem gefürchteten, regelmäßig wiederkehrenden Sturmhochwasser zuverlässig schützen wird …

„Das Meer hat unser Bauwerk schon geprüft. Aber unsere Dämme hielten stand, auch wenn die Wogen darüber hinwegrollten. Sie stehen fest“, sagte Alexander Perepelizyn, Sekretär der Parteiorganisation auf dem Komsomol-Großbauplatz. Seit den ersten Kipper-Schüttungen vor nunmehr viereinhalb Jahren war die bedrohliche „lange Welle“, durch west-östliche Stürme im Meer aufgetürmt und ans Küstenende des Finnischen Meerbusens gejagt, mehrfach gegen die Dammgründungen angestürmt. Doch unverrückbar hielt das Wehr gegen die Flut, obwohl es sich vorerst lediglich rund drei Meter über der wellenbewegten, derzeit ins Eis geschlossenen Wasserfläche des Meerbusens erhebt. Perepelizyn weiß, daß an allen Bauabschnitten erfahrene Dammbauer „eines der größten Wasserbauvorhaben aller Zeiten“ verwirklichen – seit Jahr und Tag den ursprünglichen Terminen voraus. Die Wasserkraftwerks-Staudämme von Bratsk und Ust-Ilimsk, Nurek und Sajan-Schuschenskoje – und andere mehr – hatten sie aus Bergschluchten zur Höhe wachsen lassen: Män-



ner, bewährt und gehärtet auf unzählbare Weise.
Während der Nordabschnitt des Damms nunmehr zu seiner „Gipfelhöhe" (um 8 Meter über NN) aufgeschüttet wird, verstärkt sich nächstens südlich der Insel Kotlin, auf der die traditionsreiche Meeresfeste Kronstadt liegt – die Forts werden später zu einem großen Freilichtmuseum umgestaltet –, das Baugeschehen. Denn wiederum gleichzeitig vom Festland (bei Lomonossow, am Südufer) wie von der Insel her, rücken die südlichen Dammkomplexe aufeinander zu. Nach dem 110-Meter-Schiffahrtstor im Norden kommt nun die 200-Meter-Großschiffspassage im Süden an die Reihe. Juri Sewenard, Chefingenieur des Dammbaus: „In der ersten Jahreshälfte 1985 beginnen wir mit dem Ausheben der Baugrube. Drei Millionen Kubikmeter Boden müssen bewegt werden, um eine Tiefe von 27 Metern, von der Wasseroberfläche gerechnet, zu erreichen..."

Helmut Reich



Der Norddamm zwischen Gorskaja und Kronstadt (Insel Kotlin) wurde jetzt geschlossen

Foto:
Sergej Smirnow

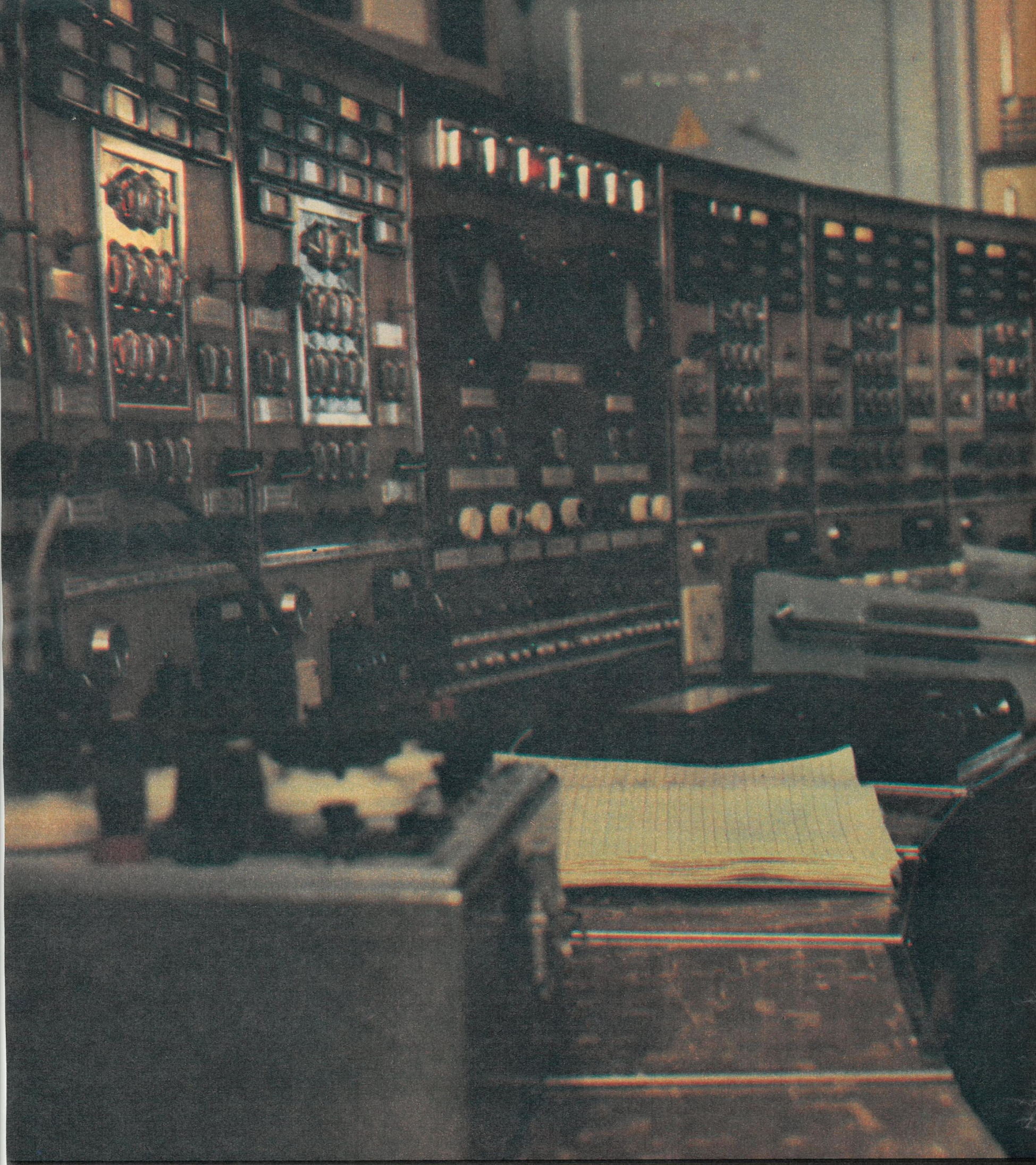
Karte:
Roland Jäger

40. Jahrestag. Aber was ist das?

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Man sollte meinen, die Antwort wäre einfach: Vor 40 Jahren ging der schrecklichste aller Weltkriege zu Ende, wurde die größte Barbarei aller Zeiten beendet, wurde das „Reich" zerschlagen, von dem die Völker Kreuzritter, Kreuzzüge und Bagdad-Bahn, Erpressung, Raub, Unterdrückung, zwei Weltkriege erfahren haben. Vor 40 Jahren wurde Europa eine neue Zukunft gegeben und Deutschland die Chance eines Neubeginns.
Im westdeutschen Separatstaat, der die Teilung Deutschlands besiegelte und wo die Chance des Neubeginns vertan worden ist, gibt es Politiker und Journalisten, die den 8. Mai 1945 ganz anders sehen. Der Fraktionsvorsitzende der stärksten Regierungspartei im Bundestag nennt den Tag der Befreiung eine „Katastrophe". Der Herausgeber einer sich großspurig „Das deutsche Nachrichtenmagazin" bezeichnenden Hamburger Postille nennt das Gedenken an den 40. Jahrestag „die Veranstaltung unnützer Siegesfeiern" und „den Gipfel aller Absurditäten", zumal „außer Zweifel" stehe, „daß den Zweiten Weltkrieg die Amerikaner gewonnen haben". Und der Regierungschef eines deutschen Staates wertet den 8. Mai 1945 als „Tiefpunkt der deutschen Geschichte..."
Wenn Hitlers Ende ein „Tiefpunkt" war: Was waren die „Höhepunkte" deutscher Geschichte? Wien, Prag, Warschau, Rotterdam, Paris, Tobruk, die Stadtränder von Moskau und Leningrad, das Wolga-Ufer? Etwa Oradour, Lidice und Chatyn, Auschwitz oder Buchenwald?
Wer den 8. Mai 1945 nicht als „Tag der Befreiung" begehen will, sondern – „Tiefpunkt", „Katastrophe" – als „Tag der Kapitulation": Mit wem identifiziert der sich (wenn nicht mit denen, die damals zur Kapitulation gezwungen worden sind)?
Geschichte ist die Summe von Taten, Geschehen, Erlebtem und Erfahrenem. Geschichte ist nichts Totes, nicht „der Schnee von gestern". Wer Geschichte nicht kennt, der weiß nicht, was war, wie etwas geschehen konnte, wie es sich entwickelte, der vermag weder die Gegenwart, noch das jetzt Nötige zu verstehen, noch die Zukunft. Er wird zur Gestaltung der Gegenwart nur wenig beizutragen vermögen und die Zukunft nicht gewinnen helfen. Wen Geschichte nicht interessiert, den interessiert nicht, warum und wodurch er lebt, wer sein Leben fördert oder gefährdet.
Und wer Geschichte verfälscht? Wer es darauf anlegt, daß die Menschen historische Hintergründe und Zusammenhänge nicht kennen, daß ein „Geheimnis" bleibt, wie Kriege gemacht werden? Wer die Kräfte leugnet oder verschweigen will, die den Krieg zu besiegen und den Frieden zu erzwingen, zu stärken, zu erhalten vermögen?
Der 40. Jahrestag gibt gute Gelegenheit, diese Fragen zu beantworten. Gottesdienst und stilles Gedenken der Opfer mögen die eine Seite sein. Aber nicht auf Kosten der anderen: nachzudenken, zu lesen, zu studieren, zu fragen, zu sprechen – und sehr laut und unüberhörbar Roß und Reiter zu nennen, Ursache und Wirkung, die historische Wahrheit...

Da steht am Anfang der Zusammenhang zwischen antisowjetischer Hetze und Jagd nach Rüstungsprofiten, zwischen Börsenkursen und Massengräbern. Börsenkurse werden nicht in sozialistischen Staaten notiert. Und unter der Fahne der Arbeiterklasse gibt es niemanden, der von der Rüstung profitiert. Aber 20 Millionen Sowjetbürger starben, ehe und damit der deutsche Imperialismus in seiner braunen Variante geschlagen werden konnte. Über 6 Millionen Polen, 1,7 Millionen Jugoslawen. Der Faschismus schlug nicht nur im Osten zu: 600000 Franzosen, 375000 Briten, dazu Niederländer, Belgier, Luxemburger verloren das Leben. Und mehr als 6 Millionen Deutsche, unter ihnen die ersten Kämpfer gegen den Faschismus und seine ersten Opfer: Frauen und Männer des Widerstandes.
Zu den letzten Kämpfern gehörten die Amerikaner. Die Landung in Westeuropa zögerten sie von 1942 bis 1944 hinaus, damit die Sowjetunion möglichst lange allein die Last des Hitlerkrieges trage. Als sie die Invasion in der Normandie endlich begannen, geschah das wohl auch aus geheimer Sorge, die Sowjetarmee könnte den Krieg allein gewinnen. Denn die Kriegsentscheidungen waren längst gefallen: vor Moskau und Leningrad, an der Wolga und im Kursker Bogen. Die westlichen Hilfslieferungen für die Sowjetunion, die 1942 einsetzten, hatten an den sowjetischen Fronten einen Anteil von knapp drei Prozent.
Dennoch verdienen die 400000 amerikanischen Kriegsopfer Ruhm und Ehre. Aber die Erinnerung an diese Fakten ist – bei aller Würdigung der Antihitlerkoalition – unvermeidlich angesichts der zunehmenden Versuche von Geschichtsfälschern, den Hauptbeitrag des Sowjetvolks beim Sieg über den Hitlerfaschismus zu leugnen und die Leidens- und Leistungsfähigkeit des Sowjetvolks vergessen zu machen. Das Sowjetvolk feiert den Sieg, der fast ausschließlich sein Sieg war. Und das paßt wohl nicht in die antisowjetische Landschaft der achtziger Jahre. „Vorherrschaft", „militärische Überlegenheit", „Sitz des Bösen"; „Deutschland" in den alten Grenzen, „Schlesien gehört uns", „von der Maas bis an die Memel", Revanchismus und Raketen auf deutschem Territorium, gerichtet auf die Sowjetunion: Deshalb hat man „Schwierigkeiten mit dem 8. Mai", wie eine BRD-Zeitung schrieb: „Der Tag der Kapitulation bereitet Kopfschmerzen".
Uns nicht. Und wir haben keine „Schwierigkeiten". Für uns ist der 8. Mai der „Tag der Befreiung". Und da deutsche Kommunisten, deutsche Sozialdemokraten, deutsche Demokraten und Christen – in Illegalität, Haft, Emigration, mit der Waffe in der Hand (an der Seite der Sowjetarmee, als Partisanen im sowjetischen, polnischen, französischen und jugoslawischen Widerstand) – teilgenommen haben am Kampf gegen den Faschismus; weil sie mit dem Pfund gewuchert haben, das uns mit der roten Fahne auf dem Reichstag gegeben war, indem sie einen antifaschistischen, demokratischen, sozialistischen Staat gründeten – deshalb ist jener 8. Mai für uns auch der „Tag des Sieges".



Kalte Minsker-

Unter alten Bauernhäusern gibt es Keller, in alten Stadtwohnungen die Speisekammer neben der Küche, in denen das Eingemachte aufbewahrt wird. Moderne Stadtwohnungen werden aus der Ferne beheizt, sogar die Keller. Ohne Kühlschrank verdirbt das Fleisch, wird die Milch sauer. Kühlschränke sind kein Luxus mehr. In manch einer Rostocker oder Leipziger Wohnung steht ein Kühlschrank mit der Aufschrift „Minsk". In der gleichnamigen Stadt besuchten Dieter Heimlich (Text) und Lothar Willmann (Fotos) den Mann, der sie entwarf – Jewgeni Shupikow.

leicht bekleidet

Wir danken der Presseagentur Nowosti für ihre Unterstützung.

Kalte Minsker — leicht bekleidet

Um sieben ist Schichtbeginn. Arbeitsanfang für die Hälfte der 4500 Menschen, die in Minsk ihr Geld verdienen, indem sie „Minsk" herstellen. Einer, wohl allen bekannt: der Chefingenieur. Jeden Morgen geht er die Fließstrecke ab. Sieben Kilometer lang ziehen sich die Bänder hin. Wenn er mit diesem oder jener reden will, muß er schon die kürzesten Wege kennen. Denn nie dauert der Rundgang länger als eine Stunde. Letzte Station: Die Dispatcherzentrale. Heute informiert ihn dort Maria Nowik über die Produktionsziffern von gestern. Jeden Morgen geht sein Blick von hier über die Plastverformung für die Verkleidungen, die Montageplätze, die konzentriert arbeitenden Schweißer. Es ist nicht nur der Kontrolle wegen, daß dieser Rundgang so genau eingehalten wird. Er hat die Angewohnheit von einem seiner Lehrer übernommen. Als er selber noch am Band arbeitete, gab es ihm Beruhigung, wenn der Leiter des Betriebes jeden Tag für jedermann erreichbar war. Während der kurzen Gespräche wird Shupikow mit sachlichem Respekt begrüßt, weder allzu kumpelhaft, noch mit Unterwürfigkeit. Über ihm und vor und hinter ihm schweben, rollen, gleiten Kühlschränke. Die Arbeiter wandern stets ein paar Schritte mit, wenn sie Plasteteile, Schalter, Griffe montieren. Nur die Schweißer sitzen konzentriert auf ihren Plätzen, wenn sie mit der blauen Lötflamme die Rohrverbindungen schließen. Es ist sauber wie in einem Operationssaal und durchorganisiert, als könne nichts mehr verbessert werden. Auf diese Bemerkung hin protestiert Genosse Shupikow.

Ein Arbeiter zieht ihn ins Gespräch, „blind" weitermontierend. Wie Jewgeni Shupikow die Finger knetet, daß es schmerzen muß, wird die Unruhe sichtbar, die ihn treibt. Trotzdem bricht er den Dialog nicht ab, sondern gibt gelassen Antworten, die dem anderen offenbar genügen.

Ein Mann – geteilt durch drei

Wie soll ein Mann aber in dieser Situation ruhig bleiben: Dreimal in der Woche wird eine Verbindung zu allen Abteilungsleitern hergestellt. Jeder erstattet Rapport, Shupikow faßt zusammen. Montag, Mittwoch, Freitag, stets von neun bis neun Uhr zwanzig. Einmal im Monat holt sich der Generaldirektor, und das war zur Zeit unseres Besuches Jewgeni Shupikow, den Chefingenieur (das war ebenfalls Shupikow), seinen Assistenten (immer noch Shupikow!), den Chefkonstrukteur, den Hauptmechaniker, den Energetiker, den Hauptbuchhalter… Dann wird die Monatsbilanz aller Betriebe gezogen, denn das Minsker Kühlschrankwerk ist der Stammbetrieb der Vereinigung „Atlant", zu der sechs Betriebe gehören. Als wir eingeladen wurden, um Jewgeni Shupikow kennenzulernen, war an die Krankheit des Generaldirektors noch nicht zu denken! Der amtierende Generaldirektor hatte uns trotzdem nicht ausgeladen…

„Minsk" 1 bis 25

Ein wenig über ihn hatten wir bereits von einem äußerst bescheidenen Manne erfahren, der mit Shupikow vor zwanzig Jahren hier gemeinsam angefangen hat, von dem heutigen Chefkonstrukteur. Shupikow ist hochgewachsen und lachlustig. Sein Kollege Shmakin wirkt dagegen wie ein stiller Bibliothekar. Und wie ein lebendiges Archiv hat er die Geschichte des Kühlschrankwerkes gespeichert.

Dreihundert Menschen waren es, die aus dem Minsker Autowerk kamen, um die Produktion von Kühlschränken aufzunehmen. Geplant waren 50 000 im Jahr. Doch sehr schnell stellte sich heraus, daß damit der Bedarf nicht gedeckt werden konnte. Plötzlich wollten alle Leute einen Kühlschrank besitzen. Die Neubaubewohner vor allem! Also faßte die Regierung von Belorußland den Beschluß: Das Werk wird erweitert, es hat die zehnfache Kapazität zu erreichen. Die zehnfache! Dafür reichte das Betriebsgelände nicht aus. Die Werkleitung verhandelte mit der benachbarten Genossenschaft. Sie überließen den Kühlschrankwerkern Land, und bei laufender Produktion wurde gebaut, ergänzt, automatisiert. Gerade die Automatisierung war es, von der sich viele Menschen erleichterte Arbeit versprachen. Der Zustrom übertraf alle Erwartungen. Hofften die einen zugleich auf eine neue Wohnung, spekulierten andere auf mühelosen Verdienst. Die Hoffnung der ersteren erfüllte sich. Kinderkrippen- und Kindergarten-, auch Erholungsheim-Plätze wurden gleich mitgebaut. Für die Unterstützung der Hauptstadt und der Unionsrepublik wollten sich die Kühlschrankwerker erkenntlich zeigen: Statt der geforderten halben Million werden wir 600 000 Stück im Jahre bauen! Heute verlassen 620 000 Kühlschränke und Kühltruhen alljährlich den Betrieb. Das erste Modell wurde noch in ein hölzernes Küchenmöbel eingearbeitet, das auch als Tisch zu benutzen war. Der neueste „Minsk 25", noch in der Erprobung, wird 350 Liter fassen und mit einem sehr geräumigen Gefrierfach ausgestattet sein. Ein Gefrierschrank, „Minsk 18", steht als Modell bereit, aber…

Wie die Schuljungen

Worin das ABER besteht, wollten wir von dem Chefingenieur selbst hören.

„Sie wissen ja", holt er weit aus, „daß es bei uns die Zehnklassen-Schulpflicht gibt. Und natürlich gibt es Naseweise, die die Schule nach der achten Klasse verlassen und sich einbilden, alles zu wissen, was der Mensch braucht. Ein, zwei Jährchen später begreifen sie aber, daß es doch nicht reicht, daß sie noch dazulernen müssen. Für alle die haben wir hier, direkt im Betrieb, eine Abendoberschule. Für diejenigen, die die zehnte Klasse abgeschlossen haben, gibt es dazu eine Außenstelle des Technikums."

Jewgeni Shupikow erzählt das alles mit einem Lächeln, als rede er von den drei „Kinderkombinationen". Und das Aber? Schlagartig wechselt er das Thema.

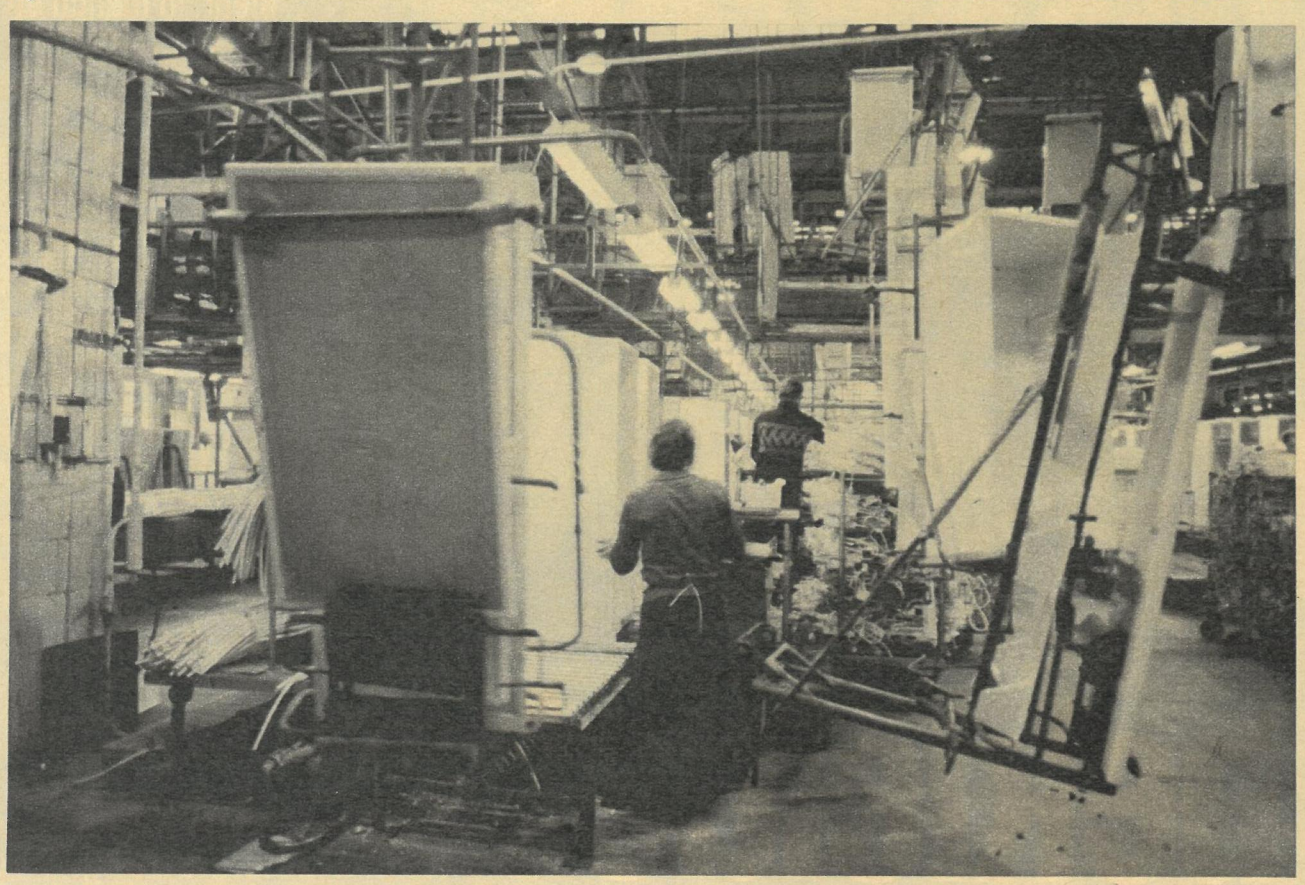
„Eigentlich hatten wir in den zwanzig Jahren nie Absatzprobleme. Unsere Vereinigung ‚Atlant' produzierte für die Versorgung der eigenen und der baltischen Republiken sowie für Moskau und Leningrad. Und alles lief auch gut. Doch als wir unsere Erzeugnisse am internationalen Stand maßen, wurden wir auf der Qualitätswaage als zu schwer und bei der Rotation der Zählerscheibe als zu schnell befunden. Da haben Sie das Aber. Wir standen da wie Achtklassenschüler, die sich eingebildet hatten, alles sei erreicht, alle sind zufrieden!"

Die Lektion wurde akzeptiert, die Schwierigkeiten sind überwunden, geblieben ist Unruhe. Von den grauen Haaren und den Fältchen, die ihm dabei zuwuchsen, redet er nicht.

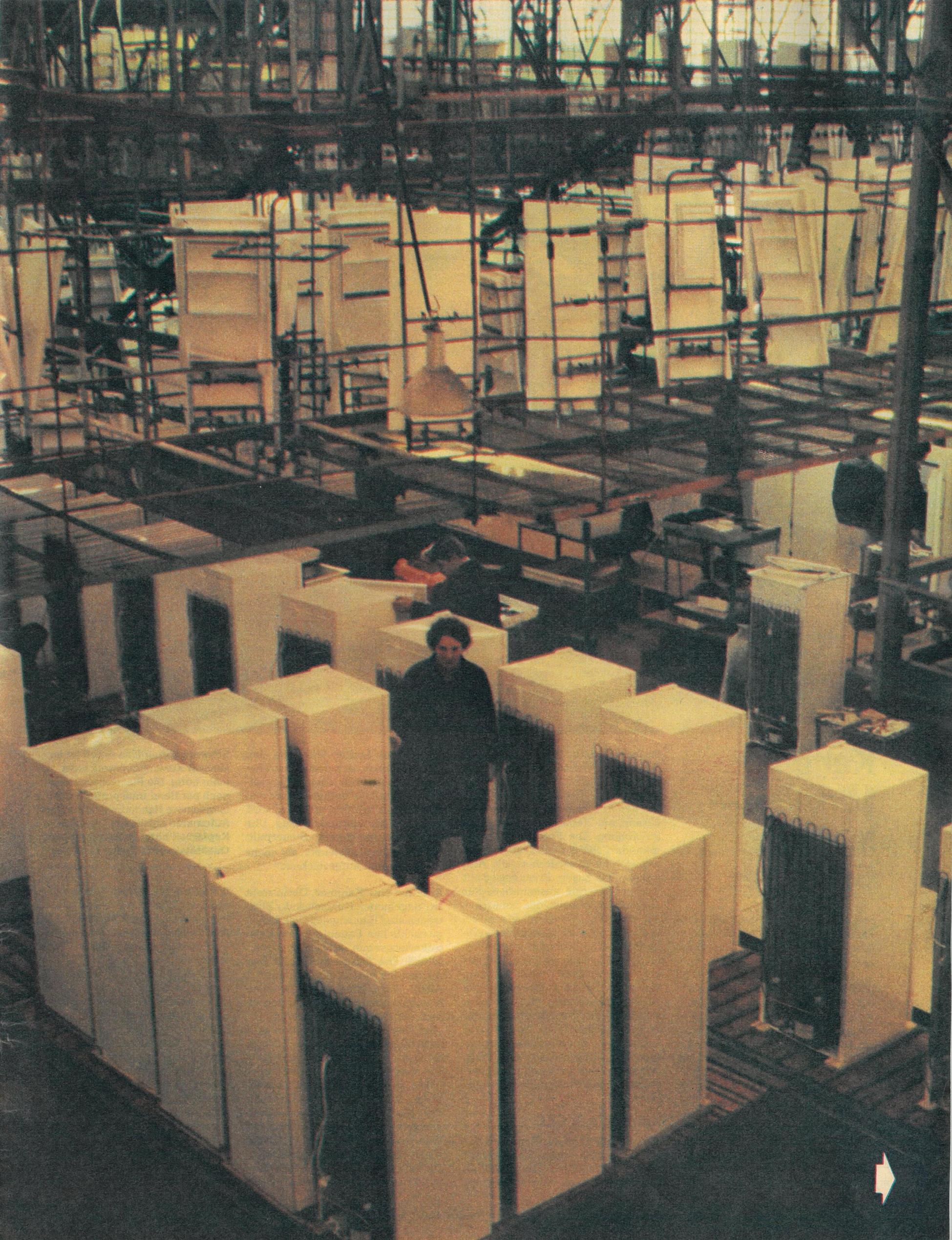
Angenehme Antworten

Soll man nach dieser Geschichte eine unangenehme Frage stellen? Trotzdem:

„Jewgeni Grigorjewitsch, am 28. August 1983 war in der ‚Prawda' zu lesen, daß das Zentralkomitee Ihrer Partei und der Ministerrat der UdSSR einen Beschluß gefaßt haben, der heißt ‚Über die Maßnahmen zur Beschleunigung



Sieben Kilometer Fließband für etwas „Arktis" in der Küche: Innenleben der Kühlschränke der „Minsk"-Serie (Foto links) und die Außenansichten (Foto rechts). Verschiedene Modelle werden auch in der DDR seit Jahren geschätzt.



Kalte Minsker — leicht bekleidet

Schwere körperliche Arbeit ist im Minsker Kühlschrankwerk nicht mehr nötig. Die Plastteile werden noch per Hand transportiert. Um die langsamere Handarbeit weiter durch Automaten abzulösen, ist schwere Kopfarbeit nötig. J. Shupikow in der Qualitätskontrolle (rechts, Mitte).

des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in der Volkswirtschaft'...“ Immerhin – Shupikow lächelt.

„... Darin wurde, neben vielen sehr hohen Forderungen, angekündigt: ‚Ab 1984 wird ein Gütezertifikat – Erteilung für Industrieprodukte in zwei Kategorien – höchste Kategorie und Kategorie eins – eingeführt. Erzeugnisse, denen kein Zertifikat in diesen Kategorien erteilt wird, werden aus der Produktion genommen.‘ “

„Dachte ich mir doch, worauf Sie hinauswollen! Sie möchten wissen, ob dieser Beschluß uns Sorgen bereitete? Nein. Ich zeige Ihnen mal eines unserer Labors, in denen wir unsere neuen Modelle testen.“

Er erhebt sich. Auf dem langen Weg über endlose Korridore berichtet er weiter.

„Die neuen Forderungen hängen mit den Erkenntnissen unserer Zeit zusammen. Nehmen wir das Energieproblem. Die Forderung lautet, man darf nicht endlos ausnutzen, was sich nicht wiederherstellt. Also müssen alle unsere Erzeugnisse mit weniger Energie auskommen. Für Kühlschränke heißt das konkret – 25 Prozent weniger Stromverbrauch. Das wird als Standard eingeführt, und ihn darf niemand verletzen. Wir gehen an diese Aufgabe von verschiedenen Seiten heran, eine Seite ist die Isolierung gegen Außentemperaturen. Das werden wir nur in der Zusammenarbeit mit den Zulieferbetrieben in den Griff bekommen. Polyurethane bekommen wir übrigens aus der DDR. Wir haben uns auch mit den Scharfensteiner Kühlschrankwerkern beraten.“

Kühlschrank-EKG

Wir betraten einen Raum – der Steuerzentrale eines Kraftwerkes ähnlicher als einem Labor. Weil alles geheimnisvoll und interessant aussah, bat Lothar Willmann den Chefingenieur, sich darin porträtieren zu lassen. Der eher zurückhaltende Shupikow willigte sofort ein. Voller Stolz erklärte er: „Hier wird von null bis vierundzwanzig Uhr gearbeitet. An diesem ‚Steuerpult‘ wird weniger gesteuert als mehr gemessen und aufgezeichnet.“

Er öffnet eine Kammer. Darin steht ein nagelneuer Kühlschrank. Elektroden sind ihm angelegt wie einem menschlichen Patienten beim Elektrokardiogramm. Mit einem Unterschied: Die Temperaturfühler hier reichen ins Innere des „Patienten“. Allein das Öffnen der Untersuchungskammer wird schon von einem der Geräte aufgezeichnet.

„Bei Neukonstruktionen kann es – trotz aller Kenntnisse vom Kühlgerätebau – mitunter unangenehme Überraschungen geben. Dann aber lieber im Labor als in der Endkontrolle. Oder gar erst im Haushalt des Käufers! Die gesamte Testanlage haben wir selbst entwickelt. Wenn auch nicht alle elektronischen Bestandteile, versteht sich. Daß wir solche Kontrollmöglichkeiten für unsere neuen Modelle recht frühzeitig geschaffen haben, ist einer der Gründe, weshalb wir künftige Anforderungen nicht scheuen. Auch nicht, wenn wir vor weiteren Veränderungen im ganzen Betrieb stehen.“

„Sind damit abermals Rationalisierungen gemeint?“

„Ich kenne den gegenwärtigen Stand unserer Kollegen in der DDR nicht genau, den technologischen, meine ich. Wir jedenfalls sind ziemlich weitgegangen. Die ganze Fließstrecke, die Sie gesehen haben, wurde anfangs mit französischen Maschinen gegründet. Heute setzt sie sich im wesentlichen aus unseren eigenen Entwicklungsergebnissen zusammen. Für uns beginnt eine neue Etappe durch den Einsatz von Robotern. In der Versuchsabteilung können Sie einige

im Probelauf sehen. Sie sind im großen und ganzen von uns selbst entwickelt worden. Ich darf wohl sagen, sie besitzen einen ziemlich hohen Grad an Universalausstattung, damit sie möglichst variabel eingesetzt werden können. Im Vergleich zu ähnlichen Betrieben anderer Unionsrepubliken und erst recht auf den Auslandsmärkten können wir nur bestehen, wenn wir weiter rationalisieren, vor allem automatisieren. Heutzutage kommen Arbeiter nicht mehr scharenweise gelaufen. Schon gar keine hochqualifizierten!“

Nichts geht ohne Babuschka?

Wieder im Arbeitszimmer. Über Privates bisher kein Wort. Er läßt sich lange bitten. An der Wolga geboren, in der Nähe von Kuibyschew aufgewachsen, Studium in Wolgograd abgeschlossen. An der Polytechnischen Hochschule, die dafür bekannt ist, daß sie Auto-Ingenieure ausbildet. Sein spezielles Fach: Motoren für Traktoren und Autos. Nun ist er wieder auf vertrautem Terrain: „Auch der Kompressor des Kühlschrankes ist ja ein Motor, so weit habe ich mich also von meinen Anfängen gar nicht entfernt.“

In jenen Jahren entstand das Autowerk in Minsk, und 1953 schickte die Berufslenkung den jungen Shupikow hierher. Zuerst arbeitete er als Meister, als Leiter einer Montage-Linie, als Abteilungsleiter. Vier Jahre war er in einer technischen Verwaltung tätig, als Technologe. Jetzt stellt sich heraus, daß in dieser Zeit, in dieser Einrichtung das Minsker Kühlschrankwerk projektiert wurde! Der heute Sechsundfünfzigjährige gehört also zu den Vätern des Betriebes.

Autowerker und Kühlschrankhersteller waren bereits „verschwägert“, als der erste Kühlschrank in der Sowjetunion überhaupt entstand. In den SIL-Werken Moskau…

Jewgeni Shupikow hat versucht, auch die beiden Söhne für die Branche zu begeistern. Der eine hat die Polytechnische Hochschule bereits absolviert, ist aber noch in der Fachrichtung unentschlossen. Der andere hat Feuer gefangen, als er während der Armeezeit Bekanntschaft schloß mit der Fernmeldetechnik. So streng sieht der Vater denn auch die Berufswahl nicht. Schließlich hat er seine Frau auf der Hochschule kennengelernt, und sie ist heute als Gießereifachfrau tätig. Als so nebenher der Wunsch laut wird, am liebsten würde er die beiden ersten Enkel mit in seine große Wohnung aufnehmen („Ich hab so gerne Kinder um mich!“), rutscht mir die Frage heraus, wer denn einen solchen Haushalt bewältige.

Schulterzucken. „Babuschka!“ Die Großmütter von heute sind größtenteils, die von morgen wahrscheinlich alle noch berufstätig, wenn die Enkel im Pflegealter sind. Wer wird dann die großen Haushalte bewältigen? Verschwendet er daran keinen Gedanken?

Blick zurück, Blick nach vorn

Ins Traditionskabinett, das zukünftige Betriebsmuseum, begleitet uns noch einmal der stille, bescheidene Shmakin, auch er mit Vornamen Jewgeni. Die beiden Männer kennen einander aus dem Autowerk, wie erwähnt, aber die Zeiten haben sich verändert, die Männer mit ihnen. Jewgeni Shmakin erinnert sich an den jüngeren Shupikow vor 20 Jahren, als der hier Chefkonstrukteur wurde.

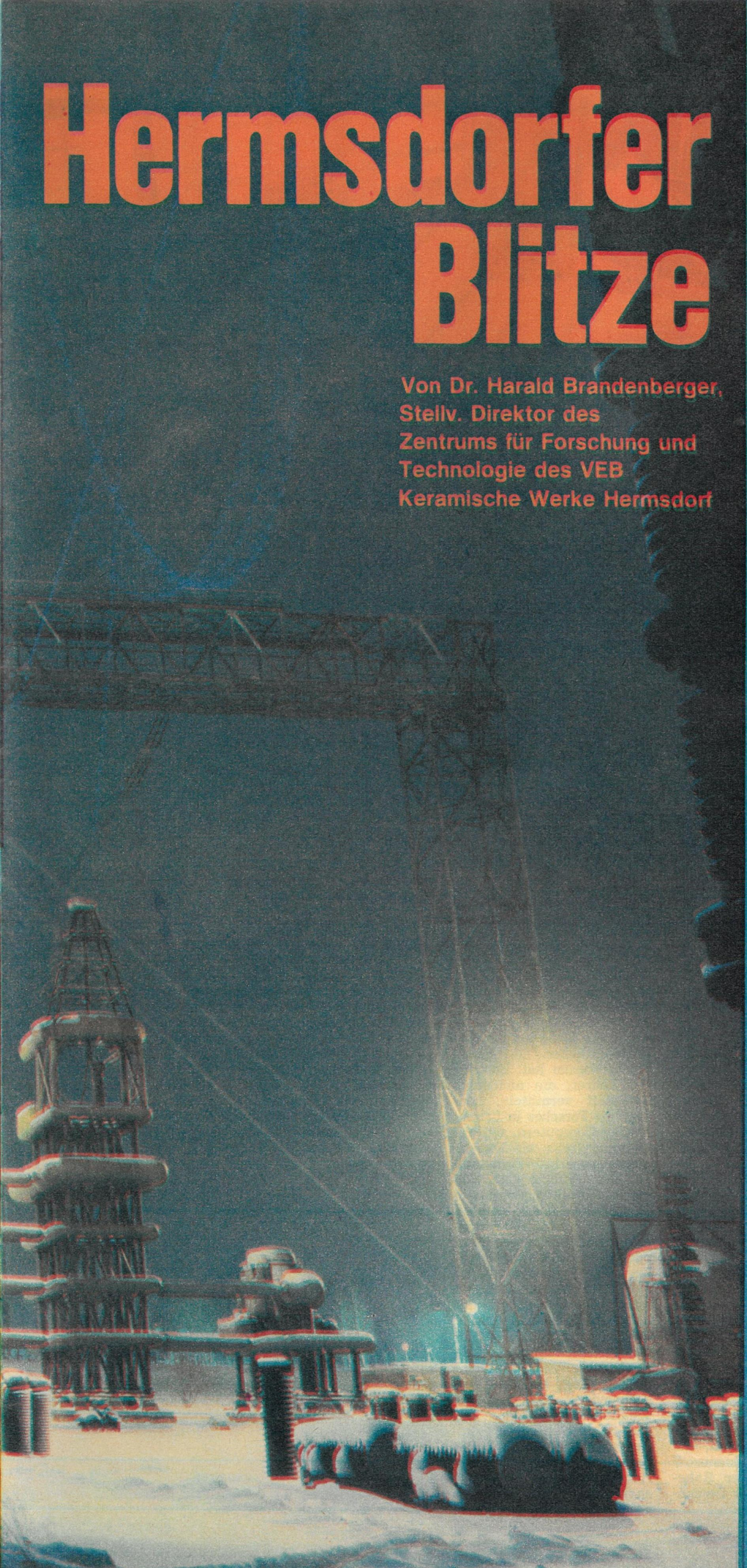
„Morgens trafen wir uns an der großen Informationstafel, rauchten eine Zigarette zusammen, unterhielten uns. Fernsehen war für uns damals noch unerschwinglich. Dafür erzählten wir einander, welches Hörspiel wir gehört, was wir gelesen hatten. Dazu ist keine Zeit mehr. Und das Rauchen haben wir auch aufgegeben. Shupikows Charakterstärke ist unverändert, besonders gut erkennbar an seinem Umgang mit Menschen. Seit 1959 ist er Mitglied der Partei, und so hat er gehandelt, solange ich ihn kenne. Nie habe ich ihn jemanden anschnauzen hören. Eher fragt er: ‚Warum hast du das so gemacht? Versuch es doch mal auf diese Weise…‘ Und erklärt geduldig. Er weiß zu unterscheiden, ob jemand aus Versehen einen Fehler begeht – und das kann jedem passieren! – oder aus Unkenntnis. Ein Bereich, der mangelhaft produziert, muß freilich jederzeit mit seiner Kontrolle, seiner ganz besonderen Aufmerksamkeit rechnen.

Eine wichtige Veränderung an ihm: Er ist nicht mehr so ausgeglichen im privaten Bereich. Die Arbeit als Chefkonstrukteur ist interessanter, das kann ich ja heute beurteilen! An seiner Funktion hängt unangenehm viel Administration. Ich weiß nicht mal, ob er noch unser russisches Akkordeon spielt. Er war ein Virtuose!“

Das ganze ‚Betriebsmuseum‘ ist in einem großen Raum untergebracht. Hier stehen alle „Minsk“-Modelle, die je gebaut wurden, vom kleinen Einbauschränkchen bis zum großen Tiefgefrierschrank. Auch solche unter fremder Flagge. Ein Museum allein ist das allerdings nicht. Aufmerksamkeit erregt ein großer Gegenstand, ein Spitzenprodukt internationaler Küchenausstattung: Doppelspüle aus Edelstahl, darunter Geschirrwaschmaschine, daneben Kühlschrank/Kühltruhenkombination, darüber Elektroherd mit allen Finessen. Ein Gerät, das sich in Zukunftsfilmen gut ausnähme, das in der Wirklichkeit vieler Länder sich nur wenige Leute leisten dürften. Jewgeni Shmakin beantwortet alle Fragen des Woher, Warum, Wozu mit einem hintergründigen Lächeln. „Man muß sich doch umsehen auf dem internationalen Markt.“ Kein Wort mehr. Und plötzlich wird mir klar, weshalb Jewgeni Shupikow so betont die universelle Einsetzbarkeit der vorbereiteten Roboter hervorgehoben hat. Könnte also doch sein, er sieht Zeiten kommen, da keine Babuschka mehr die Hauswirtschaft bewältigen kann?

Hermsdorfer Blitze

Von Dr. Harald Brandenberger,
Stellv. Direktor des
Zentrums für Forschung und
Technologie des VEB
Keramische Werke Hermsdorf



Blitze überm Thüringer Land, gewollt, fast täglich von uns inszeniert. Auf unserem Freiluft-Prüffeld mit seinen immerhin 2,25 Millionen Volt, das durch die riesigen Portale schon von manch Autobahnreisenden für eine Helling gehalten wurde. Wir prüfen hier unsere elektro-keramischen Erzeugnisse, bevor sie als Hochspannungs-Isolierelemente in den Freileitungen dazu beitragen, daß der elektrische Strom möglichst ohne Störungen vom Erzeuger zum Verbraucher gelangt. Aber auch andere Objekte nehmen wir genau unter die Lupe: So die Spitze des Berliner Fernsehturms, so den PKW „Trabant" – ob sie gegen Blitzschlag genügend gefeit sind. Sie bestanden die Probe. Das extreme Winterwetter momentan nutzt die junge Mannschaft um Prüffeldleiter Dipl.-Ingenieur Klaube, um den Einfluß wechselnder atmosphärischer und klimatischer Bedingungen auf die Überschlagsspannungen von Isolierketten für 380 kV-Leitungen zu testen. Die Ergebnisse sind wichtig für die Konstruktion und Produktion spezieller Serien zum Einsatz in Kälte- und Hitzeregionen. Ja, erst die computergespeicherten unbestechlichen Meßwerte sagen aus, was die Arbeit der Keramikwerker wert ist. Und wir haben einen guten Ruf zu verteidigen. Unsere Langstabisolatoren für Wechselspannungs-Freileitungen bis zu 400 kV haben den Hermsdorfer Weltruf begründet. Unsere Fahrleitungsisolatoren sind gefragt bei der Elektrifizierung der Eisenbahn zwischen Rügen und Suhl, und ebenso an der BAM. Unsere Überspannungsableiter zum Schutz der Energieübertragungsnetze und -anlagen haben sich in vielen Ländern bewährt. Auf unser Kombinat, Zulieferer nicht nur von technischer Keramik, sondern auch von elektronischen Bauelementen und Installationsmaterial – rund 60 000 Erzeugnisse – schauen viele.

Wir sind 1984 gut vorangekommen, haben mit mehr als zwei Tagen das Planziel überboten, den Export termingetreu erfüllt. Erfolg aber bedeutet zugleich Verpflichtung – und die Maßstäbe wachsen. Das 9. Plenum des ZK der SED hat sie markiert. Mehr Energie schaffen, energiebewußt leben – zwei Attribute unserer Zeit; der Winter beweist es uns gerade wieder. Für uns Hermsdorfer heißt das, unermüdlich an der Entwicklung neuartiger, leistungsfähigerer keramischer Werkstoffe arbeiten, bei allen Erzeugnissen das Aufwand-Nutzen-Verhältnis weiter verbessern – vom Material bis zum Energieeinsatz. Den Finger auf jeden Posten legen. Die gemeinsame Arbeit in der RGW-Organisation „Interelektro" hilft uns dabei. Wir stimmen wissenschaftlich-technische Entwicklungsrichtungen ab und die Spezialisierung der Produktion. Dieser Tage testen wir deshalb Glaskappen-Isolatoren aus der UdSSR.

Für all das bauen wir weiter auf das Können und die Einsatzfreude unserer 23 000 Arbeiter und Ingenieure, und vor allem auf die Jugend, die dort, wo Neues im Kombinat entsteht, vornweg geht. Ihre Unbekümmertheit, ihre Aktivität und Kenntnisse gilt es mit den Erfahrungen der Älteren zu verbinden. Auf daß die Hermsdorfer Blitze auch künftig vom technischen Fortschritt künden.

Foto: Volker Hohlfeld

● Wörtlich

Erreichen wir den Frieden, der keinen Krieg vorbereitet! Jetzt haben wir alle die Pflicht, darum zu kämpfen. Das ist die einzige und wichtigste Aufgabe in unserer Welt.

Friedrich Dürrenmatt, Schriftsteller, Schweiz

● Kurz berichtet

Die Taschkenter Metro wurde um 5,6 Kilometer länger: Auf der zweiten U-Bahnlinie der usbekischen Hauptstadt begann der regelmäßige Zugverkehr. Die neue Strecke, die das Zentrum mit dem Bahnhof verbindet, wird in 7 bis 8 Minuten zurückgelegt.

Ungarn veranstaltet die erste nationale Trickfilmschau: Sie wird im Juni in Kecskemét stattfinden und neben neuesten eigenen Arbeiten Vorführungen berühmter ausländischer Produktionen, Retrospektiven und Fachgespräche bringen.

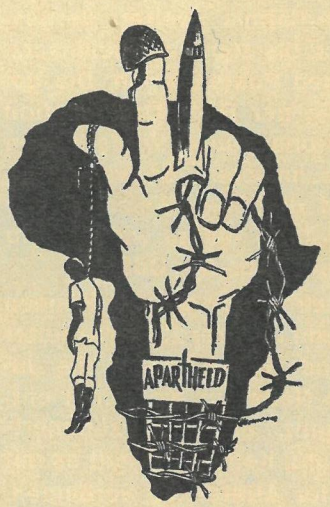
Eine neue Datenbank wurde in Frunse angelegt: Sie dient im Kardiologischen Forschungszentrum der Früherkennung von Herz- und Kreislauferkrankungen und enthält die Ergebnisse von Reihenuntersuchungen an den 600000 Einwohnern der kirgisischen Hauptstadt.

Holzhäuser entdeckten Archäologen auf dem waldlosen Spitzbergen: Sie waren 1545 von russischen Handelsleuten errichtet worden und gelten jetzt als die ältesten Funde sowjetischer, polnischer, norwegischer und dänischer Spezialisten.

● Aufgespießt

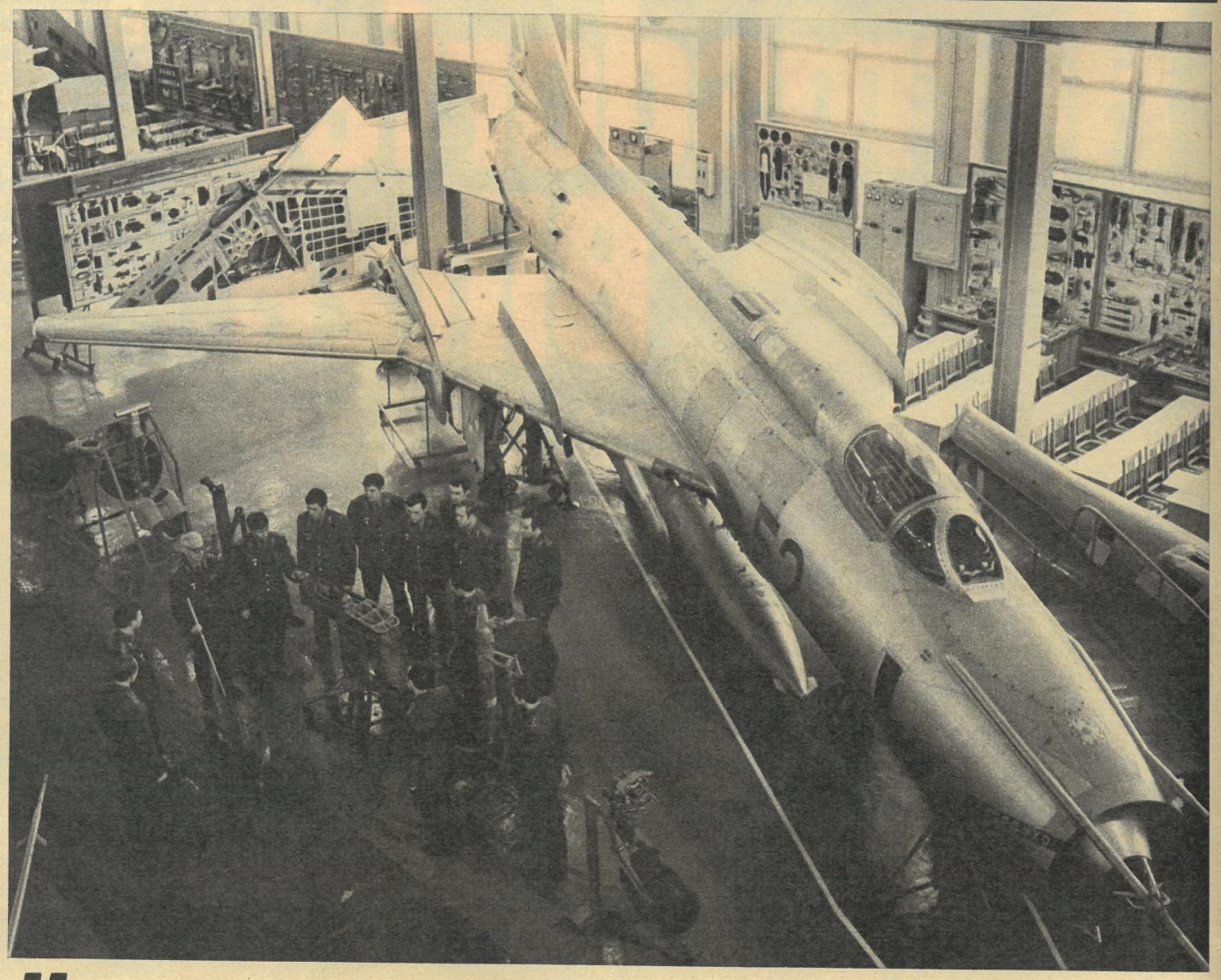
„Ich schwöre bei Gott, daß es mein heiligstes Anliegen sein wird, die Menschenrechte in meinem Lande zu achten, zu mehren, zu verteidigen."

Rassistenchef Pieter Botha, 1984 in Südafrika



Botha: „Ich schwöre ..."

Zeichnung: Roland Hermann, Ostsee-Zeitung

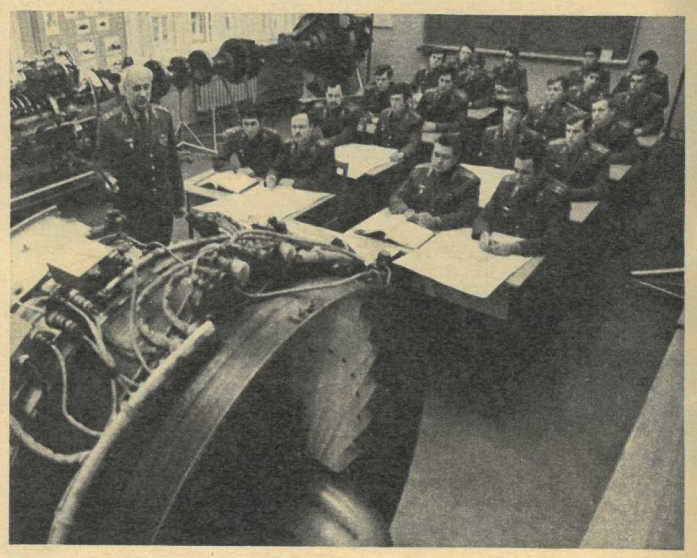


Überschall im Hörsaal

Was hier zu sehen ist, erinnert an Werfthallen und Prüfstände. Doch auf dem Leningrader Prospekt in Moskau, hinter den verschnörkelten Fassaden eines alten Zarenschlosses, wird gelernt und gelehrt, ist der Fortschritt von Wissenschaft und Technik zu Hause: in der Militärakademie für Fliegeringenieure „N. J. Shukowski". Der große Aerodynamiker dieses Namens, von Lenin „Vater der russischen Luftfahrt" genannt, richtete in dem mit Säulen, Mauerbögen und Türmchen überreich verzierten Steinwürfel das Institut für Ingenieure der Roten Luftflotte ein, das später zur Akademie avancierte. Aus der Kaderschmiede für die „Flügel der Sowjets" gingen seit 1925 Tausende hervorragender Luftfahrtexperten hervor. Hier erwarben die Konstrukteure Iljuschin, Jakowlew und Mikojan, die Triebwerkbauer Kusnezow und Tumanski, der Raketenflugzeug-Pionier Bolchowitinow und der Wegbereiter der Senkrechtstarter Rafaeljanz ihr Rüstzeug. Shukowski-Schüler wird heute, wer seine Neigung zur wissenschaftlichen Arbeit nachgewiesen hat. Er trifft auf Lehrer, die nicht nur Lehrstoff vermitteln, sondern als Forscher in Labors und an Computern, als Projektanten oder als Experimentatoren im Windkanal an den Flugzeugen von morgen arbeiten. Vor einem Vierteljahrhundert verteidigte an der Shukowski-Akademie ein junger Testpilot aus berühmter Familie, als Weltrekordflieger und Held der Sowjetunion selbst schon eine Berühmtheit, sein Hochschuldiplom: Wladimir Iljuschin, Sohn des weltbekannten Flugzeugbauers. Vor fünfzehn Jahren flog er das Versuchsmodell einer Überschallmaschine, eines Suchoj-Schwenkflüglers, serienreif, der heute nun zu den wichtigsten Unterrichtsmaterialien seiner ehemaligen Ausbildungsstätte gehört (Foto oben). An eben solchen Konstruktionen variabler Flügel-Geometrie, die durch die im Fluge veränderlichen Tragflächen die vorteilhaftesten Eigenschaften von Maschinen verschiedener Geschwindigkeitsbereiche in einem Typ vereinen, werden die neuesten Errungenschaften sowjetischer Luftfahrt auf den Gebieten von Aerodynamik, Metallurgie und Elektronik anschaulich vermittelt. Wladimir Iljuschin, inzwischen Generalmajor und Hauptkonstrukteur, setzt an der Shukowski-Akademie Familientradition fort. In den Hörsälen tritt er als Gastdozent auf. Von ihm selbst in der Luft Erforschtes und Erprobtes, von seinem Konstruktionsbüro Entworfenes, gibt er hier an die weiter, die jene Maschinen, die er mitentwickelt hat, betreuen oder in seine Fußstapfen treten wollen. Doch doziert er nicht nur vom Podium, sondern vor allem an solchen Suchoj-Modellen, denen er den „Paß in den Himmel" gab. Quasi Überschall im Hörsaal. Und eine seiner Maximen erlangt dabei besondere Bedeutung: „Wer in der Fliegerei Höhe gewinnen will, muß immer wieder Schallmauern zu neuem Wissen durchstoßen."

Karl-Heinz Eyermann

Fotos: TASS



Matrjoschkas für Nikaragua

Auskünfte für FREIE WELT gab in Moskau Thomas Grigorjew, Sekretär des sowjetischen Friedensfonds.

Man hat Ihre Institution gelegentlich mit einem Barometer verglichen ...

Das ist richtig. Je gespannter die Weltlage ist, desto mehr haben wir zu tun. Unser Volk reagiert sofort, wenn irgendwo auf der Welt solidarische Hilfe nottut, dazu bedarf es keiner Aufrufe. Wir können mit vollem Recht sagen: Unser Friedensfonds ist ein Fonds des Volkes!

Haben Sie Beispiele dafür parat?

In unbegrenzter Zahl. 90 Millionen Sowjetbürger – vom Leninpionier bis zum Kriegsveteranen – haben 1984 an unserer Arbeit teilgehabt. Praktisch also jede sowjetische Familie. Bergleute vom Donbass fuhren eine zusätzliche Friedensschicht und schickten die gesamte geförderte Kohlenmenge – 400 Waggons – in den Ural, wo sie gebraucht wurde. Das erarbeitete Geld wurde auf unser Konto eingezahlt. Zum 40. Jahrestag der Befreiung Kiews fanden Friedensschichten in den dortigen Betrieben statt, zu anderen Anlässen an zahlreichen anderen Orten – und häufig zu keinem anderen Anlaß als dem, den Friedenskampf zu unterstützen. Viele Schriftsteller, Künstler, Wissenschaftler überweisen uns – einer langjährigen Tradition folgend – Honorare für Buchauflagen, Gelder, die sie für Wettbewerbsauszeichnungen oder Preise erhielten, Einnahmen von Solidaritätsveranstaltungen. Im zurückliegenden Jahr hatten wir mit einer großen Aktivität unserer Kinder zu tun: Sie sammelten Spielzeug für ihre Altersgefährten in Nikaragua. Matrjoschkas und Mischkas für das Land Sandinos. Trotz des nichterklärten Krieges der USA gegen Nikaragua – Kinder bleiben Kinder und möchten spielen! Unser begrenzter Mitarbeiterstab – wir stützen uns in erster Hinsicht auf freiwillige Helfer – war außerstande, die eintreffenden Spielzeugmengen zu bewältigen. Ein Sonderstab mußte gebildet werden, der alles sichtete, sortierte und versandfertig machte.

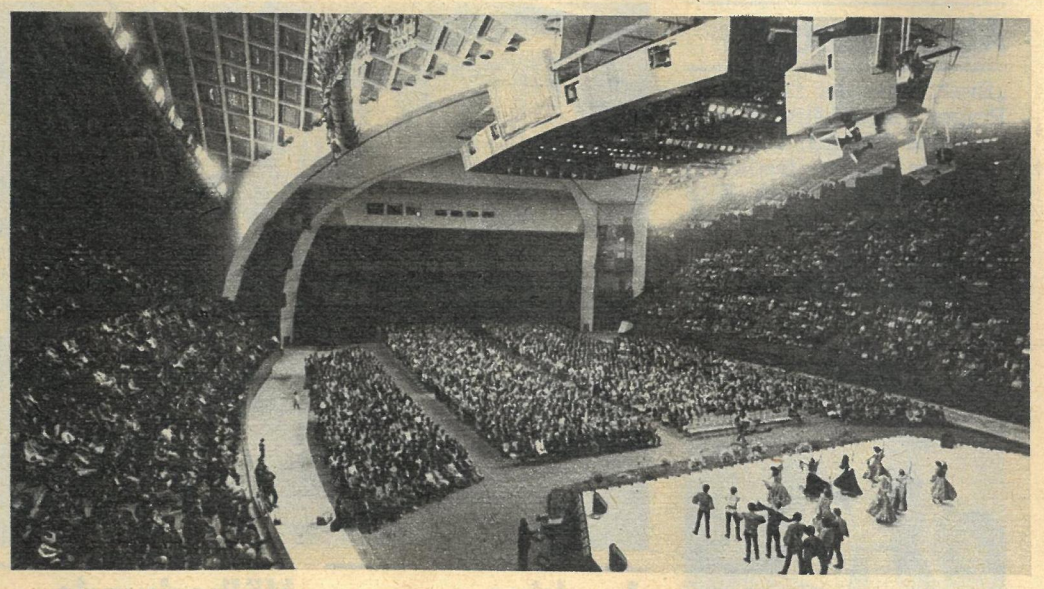
Und die Hauptrichtungen aller Aktivitäten?

Im wesentlichen sind das immer zwei: Der Kampf um die Erhaltung des Friedens und die internationale Solidarität. Hinsichtlich des Friedenskampfes finanziert unser Fonds als Einrichtung der Öffentlichkeit die Arbeit von 16 Komitees. Unsere beiden jüngsten sind das „Komitee der Solidarität mit Lateinamerika" und „Ärzte im Kampf gegen den Atomtod". Aufgabe aller Komitees jedoch ist es, im internationalen Zusammenwirken die Wahrheit über unser Land zu verbreiten und unseren Partnern möglichst gut verständlich zu machen, daß die Sowjetmenschen keinen Krieg wollen. Um die Verbreitung dieser einfachen Wahrheit geht es, vor allem jetzt im 40. Jahr des Sieges über den deutschen Faschismus. Wir sollten nicht gering schätzen, was die Mitglieder unserer Komitees, Menschen aller Berufe und Konfessionen in dieser Beziehung schon geleistet haben und was an Aufgaben noch vor ihnen steht. Zur anderen Seite unserer Arbeit – der Solidarität: Nach Nikaragua gingen 1984 Medikamente, Zelte und Kleidung. Nach Äthiopien, in die Dürregebiete, schickten wir Kindernahrung, Trockenmilch, Kondensmilch, Pharmazeutika und Zelte. Aus dem Libanon haben wir als Friedensfonds zur Zeit 250 Verwundete in sowjetischen Krankenhäusern und Sanatorien. Dem palästinensischen Volk wurde auch 1984 jede erdenkliche Hilfe zuteil. Leider ist es bis heute unmöglich, Hilfsgüter nach Grenada zu entsenden, obwohl wir mit dieser Adresse bereits viele Geld- und Sachspenden erhielten. Die USA verhindern noch immer, daß diese Sachen ihre Empfänger erreichen.

Welche Wünsche haben Sie für dieses Jahr?

Daß auch 1985 der Frieden erhalten bleibt, daß unsere Organisation sich weiter festigt und weiter an Wirkungskraft gewinnt.

Interview: Jürgen Geitner



Prachtbau

Die armenische Hauptstadt Jerewan ist um eine Attraktion reicher: einen neuen Konzert- und Sportkomplex. Das Bauwerk, von hiesigen Architekten entworfen, entstand unter aktiver Mithilfe von Studenten und Schülern der Stadt. Allein der Große Saal verfügt über 5000 Plätze.

Festivalfonds

Künstler des Maxim Gorki Theaters in der belorussischen Hauptstadt Minsk (Foto oben) hatten eigentlich ihren spielfreien Tag. Sie spielten dennoch. Schatrows „Blaue Pferde auf rotem Gras". Den außerplanmäßigen Gewinn überwiesen sie dem Fonds der XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, die im Sommer in Moskau stattfinden.

Buchkunst

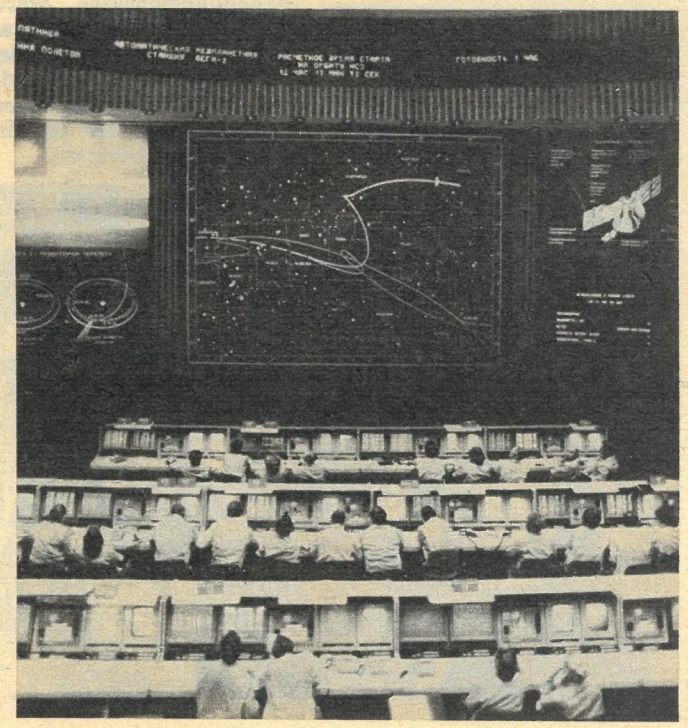
Über ein neues wertvolles Exponat verfügt das Minsker Heimatmuseum: Die vor 410 Jahren in Lwow von Fjodorow, dem russischen Gutenberg, gedruckte Ausgabe des „Apostol".

Roboterhilfe

Manipulatoren werden in der Roboterabteilung des Wolgaer Autowerkes in Togliatti montiert. Allein bei der Produktion des neuen LADA 2108 sind über hundert Roboter im Einsatz, die in zahlreichen Abteilungen in spezialisierte Komplexe integriert wurden.

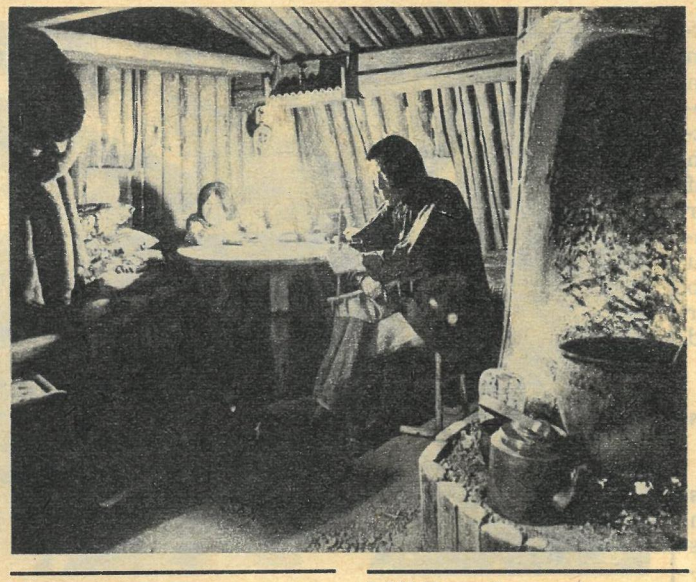
Augenblicke

Siebenundzwanzig Augenpaare – unser Foto – verfolgen im Moskauer Flugleitzentrum den Abflug von VEGA 2, einer interplanetaren Station, die Mitte des Jahres unseren Nachbarplaneten – die Venus – erreichen wird und Anfang 1986 dem Kometen Halley begegnen soll.



Abendzauber

„Eva", eines der führenden Prager Modehäuser, präsentierte kürzlich Attraktives für einen festlichen Winterabend. Unser Foto zeigt eines der reizvollen Modelle: eine Kombination, bestehend aus durchsichtiger weißer Tunika und knöchellangen Hosen.



Jagdduo

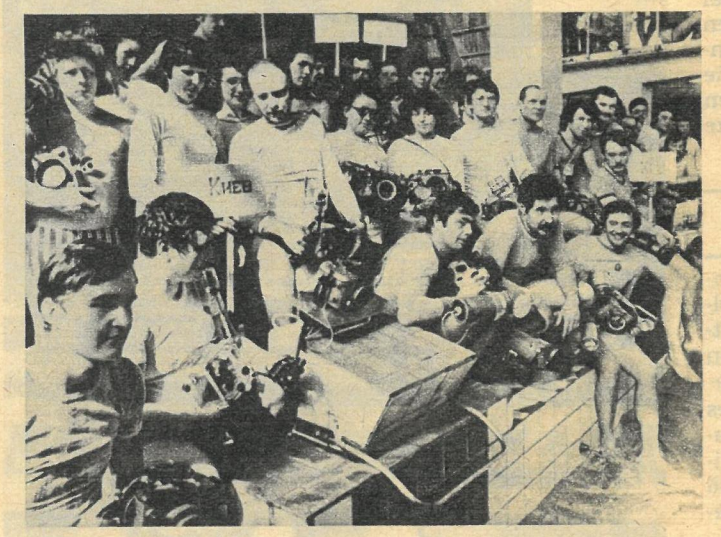
Věra Nováková ist eine der vier Falknerinnen im Jagdverband der ČSSR. Voraussetzung für ihr ungewöhnliches Hobby: Ein dreimonatiger Kursus, eine einjährige Vorbereitung in einem Jagdkollektiv, etliche Prüfungen und noch ein Falkner-Assistentenjahr.

Völkerkunde

Im Jakutsker Heimatmuseum, das ein anschauliches Bild von der Geschichte dieser fernöstlichen Region vermittelt, in der einst der Mammut graste, läßt sich auch dieser Blick ins Innere einer Jurte aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts werfen (Bild oben).

Fototaucher

Unterwasserfotografen aus mehreren Städten der Sowjetunion trafen sich im Charkower Schwimmbad „Neptun" zu einem Wettbewerb ums beste Unterwasserbild. Zielobjekte in unterschiedlicher Tiefe des Hallenbadewassers waren Farbtafeln sowie die Attrappen von Fischen und Seemuscheln. Gewinner in der Mannschaftswertung wurde ein Trio aus der ukrainischen Gastgeberstadt.



Sprungkünstler

Vier Delphine erfreuen die Besucher im ersten bulgarischen Delphinarium, das im Warnaer Meeresgarten eröffnet wurde. Die Unterwasserkünste des munteren Quartetts lassen sich aber auch von der unterirdisch gelegenen Konditorei aus durch zehn Bullaugen besonders gut beobachten.

In Gewalt des Yeti-Weibes...

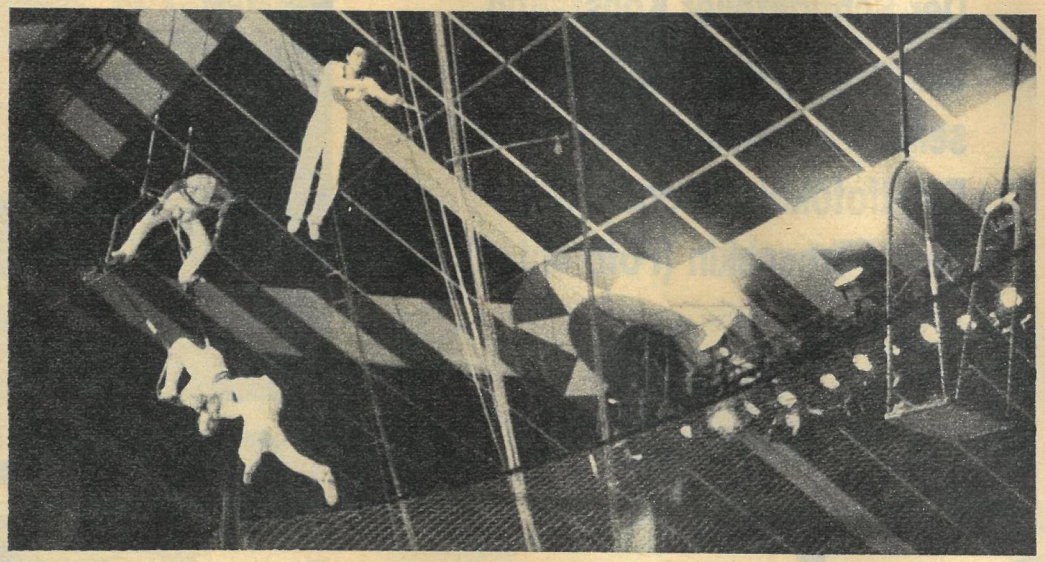
Die Natur hat sich hier ausgetobt – seit fern-ferner Zeit: Tiefe Schluchten, steile Grate, Bergwildnis und Walddickichte prägen das Bild des chinesischen Quala-Gebirges. Schwer, strapaziös und gefahrvoll ist der Dienst für die Männer in Uniform, ihre Nachtpatrouillen noch um so mehr. Während einer dieser nächtlichen Bergmärsche war es geschehen – ein Soldat verlor sich aus der Reihe, blieb unauffindbar, verschollen. Eine andere Patrouille, Monate später bei Tag unterwegs. Plötzlich Rufe, Schreie – hoch aus den Felsen. Vor einer Höhle, nach menschlichem Ermessen über die schroffe, wenigstens fünfzig Meter aufragende Felswand nicht zu erreichen, „stand ein Mensch, winkte und schrie. Von der Höhle aus konnte man nicht anders fort als über einen dicken Baumast oder eine herabhängende Liane." So schildert, unbestreitbar einem Augenzeugen folgend, die Zeitschrift „China im Aufbau" die Situation und – was weiter geschah: „Der Mann sprang herab, verfehlte die Liane und fiel auf einen Felsen. Er starb an Ort und Stelle." Ein tragisches Vorkommnis, zumal der Tote als jener seit mehreren Monaten rätselhaft vermißte Soldat erkannt wurde. „Seine Uniform war schäbig und zerrissen, ihm selbst waren Füße und Hände mit Fellstreifen gebunden." Mißglückte Selbstbefreiung aus räuberischer Gefangenschaft? Ja und nein. Dem Bericht getreulich folgend – eine Sensation! Denn auch dies wollen die Zeugen mit eigenen Augen gesehen haben: „Plötzlich erschien ein großer Yeti vor der Höhle, mit behaartem Körper, großen Brüsten und langen Haaren, ergriff die Liane und schwang sich davon." Schlußfolgerung der Zeitschrift-Chronisten: „Das Yeti-Weibchen hatte sich den Soldaten zum Mann und Spielgefährten auserkoren." Der legendenumwitterte, seit Jahrzehnten von unzähligen Expeditionen, Forschern gejagte Schneemensch, der sich indessen bislang jedem Zugriff regelmäßig entzog, nunmehr selber als „Fänger"? Das genannte Journal ist als zu seriös bekannt, um eine bloße Skandalgeschichte zu vermuten – nach Art von „Nessy" aus Loch Ness. Existiert der Schneemensch – der wissenschaftlich den Hominiden zugeordnet werden müßte – womöglich wirklich? Aufs neue ist die Frage, der ernsthafte Wissenschaftler – von Kanada über die UdSSR bis China – seit Jahr und Tag nachspüren, gestellt. Auf alle Fälle: Zum konträren Disput gab der Vorfall im Quala-Gebirge reichlich neuen Stoff...

Helmuth Reich

Von Arkona bis zum Fichtelberg

In wenigen Tagen ist es wieder soweit: In den über 50 000 Grundeinheiten und Abteilungsgruppen der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft finden die Jahreshauptversammlungen statt. Vom 28. Januar bis zum 29. März. Auf der Tagesordnung stehen die Rechenschaftslegung über das bisher Geleistete, die Wahl des neuen Vorstandes, des Vorsitzenden der Grundeinheit und der Revisionskommission sowie die Diskussion und die Annahme des Arbeitsprogramms. Während eines Besuchs in Freiberg erläuterte Kreissekretär Herbert Baumgart, womit sich die 192 Versammlungen in seiner Kreisorganisation befassen werden. Ausgehend von den bisherigen Ergebnissen in der Erfüllung der sechs Hauptaufgaben aus dem Beschluß des 12. DSF-Kongresses gilt es, ein konkretes, abrechenbares Arbeitsprogramm bis zum XI. Parteitag der SED zu beschließen, in dem der 40. Jahrestag des Sieges und der Befreiung vom Faschismus einen wichtigen Platz einnehmen müsse. Herbert Baumgart erinnerte an den Hinweis von Präsident Erich Mückenberger, vom Monolog in der Freundschaftsarbeit mehr als bisher zum Dialog mit allen Bürgern im Arbeitskollektiv oder im Wohngebiet zu kommen. „Mit den Menschen über unser aller Verantwortung für die Sicherung des Friedens zu sprechen, ihnen beharrlich die Friedensinitiative des Sozialismus, insbesondere der Sowjetunion, zu erläutern und sie damit zu guten Taten für unser Land zu mobilisieren, darin sehe ich den Beitrag der 3300 Mitglieder unserer Organisation im Kreis in der großen Volksaussprache zum XI. Parteitag der SED." Insgesamt werden zwischen Kap Arkona und dem Fichtelberg zu den Jahreshauptversammlungen weit über 600 000 Mitglieder für ehrenamtliche Funktionen als Vorsitzende, als Mitglieder von Vorständen und Revisionskommissionen oder als Gruppenleiter kandidieren. Von ihrer Initiative und ihrem Ideenreichtum, unterstützt durch die Mitglieder ihrer Grundeinheiten, wird für lange Zeit die Arbeit unserer Freundschaftsgesellschaft geprägt sein, die im kommenden Herbst einem weiteren Höhepunkt zusteuert: den Kreis- und Bezirksdelegiertenkonferenzen.

Erhard Römer



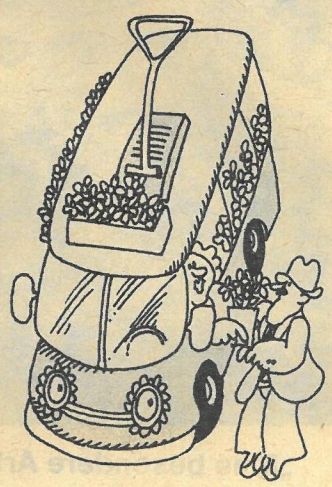
Dreimal Gold in Monte Carlo

Mit einer Überraschung endete im letzten Monat des alten Jahres in der Minimonarchie zwischen Alpenmassiv und Mittelmeer das 10. Internationale Zirkusfestival. Gastgeber und Juryvorsitzender Fürst Rainier III. vergab erstmalig gleich drei seiner begehrten „Goldenen Clowns". Mit diesem monegassischen Grand Prix wurden die überragenden Leistungen der Dshigitenreitertruppe der „Nugsarows" aus der Sowjetunion belohnt. Ebenso die einzigartigen Flugtrapezartisten Che Bok Nam (Foto oben) aus der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik, die durch unvorstellbar weite freie Flüge unter der Zirkuskuppel beeindruckten. Auch die charmanten Artistinnen Lu Lixin & Shen Ning (Foto links) aus der Volksrepublik China errangen für ihre gewagte Antipoden-Balance-Kombination die begehrte Auszeichnung. Damit wurden die drei Hauptpreise erstmals in der Festivalgeschichte ausschließlich von Artisten sozialistischer Länder errungen, die mit 9 Darbietungen nur 29 Prozent der Teilnehmer stellten, durch weitere Gewinne von „Silbernen Clowns" (Foto rechts: Juri Alexandrow am Trapez) jedoch insgesamt 63 Prozent aller Preise nach Hause brachten. „Ich bewundere die Artisten aus den Ländern des Ostens", sagte Rainier III. von Monaco, Begründer, Mäzen und Juryvorsitzender des Festivals, „weil sie in ihrer Arbeit nach Perfektion und Neuem suchen." Juri Nikulin, einst populärer sowjetischer Clown, heute Direktor des alten Moskauer Staatszirkus am Blumenboulevard, meinte: „Es machte Freude, zwischen Palmen und Kakteen am azurblauen Mittelmeer in der internationalen Fachjury mitzuarbeiten, die ausschließlich Leistungen zu bewerten hatte und deren Meinung vom Initiator des Festivals, dem Landesfürsten, respektiert wurde." Das nur 189 Hektar große Fürstentum beherbergte an den fünf Festivaltagen 20 000 Zuschauer, die aus allen Erdteilen angereist waren und Monaco zum Mekka der Zirkuskunst werden ließen. Empfänge für die Zirkusdirektoren, Treffen der internationalen Vereinigung der Zirkusfreunde und Fachgespräche zwischen Artisten und den mehr als 70 angereisten Journalisten kennzeichneten dieses Jubiläumsfestival. Seit dem ersten Festival nehmen Artisten sozialistischer Staaten in Monte Carlo teil, seit dem dritten macht die Sowjetunion mit und gewinnt Jahr für Jahr einen oder mehrere der Hauptpreise. „Für die internationale Zirkuskunst ist Monte Carlo eine Tribüne geworden, die wir nicht missen möchten", sagte Wladislaw Karishski, Generaldirektor des größten Zirkusunternehmens der Welt, der Allunionsvereinigung der Sowjetischen Staatszirkusse. „Wir haben 1984 drei Darbietungen delegiert und zwei Hauptpreise sowie einen Sonderpreis errungen. Eine erfreuliche Bilanz, die anspornt, auch 1985 wieder dabeizusein." Da wird sich übrigens auch der Staatszirkus der DDR erneut beteiligen, der diesmal aussetzte, weil die besten Darbietungen rund um die Erde bereits im Engagement waren.

Roland Weise

● Am Rande

Im ukrainischen Gebietszentrum Kirowograd fährt Marina Korotkaja seit kurzem keine Fahrgäste mehr. Ihr Trolleybus geriet in fremde Hände – in die von Enthusiasten des örtlichen Gartenbaubetriebes. Der Fahrgastraum wurde umgerüstet – statt der Sitze: Stellagen für diverse Zimmerpflanzen. So entstand ein Blumengeschäft auf Rädern. Marinas neues Gefährt erfreut sich allgemeiner Beliebtheit und hatte schon bald seinen inoffiziellen Namen: Blumenbus.



● Splitter

Daß sich die Altai-Königshühner – schöne, unseren Großtrappen ähnliche Vögel – vollends den rauhen Bedingungen des Hochgebirges angepaßt haben, wurde von ihnen nachdrücklich bewiesen: Im Pamírmassiv der UdSSR – auf Dauerfrostboden in mehr als 4000 Meter Höhe – begannen sie mit dem Brutgeschäft.

Daß Rätselraten durchaus mehr sein kann als ein vergnüglicher Denksport in Freizeitstunden, bewiesen ungarische Archivare in Pécs: Sie legten im Pannoniusmuseum eines der größten Rätselarchive an, das Rätselfragen und ihre Auflösungen aus 200 Ländern enthält und mit über 900 000 Texten zur Fundgrube für Rater wurde.

● Erfahrenes

Die Vorbereitung einer mehrmonatigen Expedition in die Weiten des Ozeans ist nicht so kompliziert, wie die auf eine zehntägige Dienstreise. Da muß ich immer auf saubere Hemden und gebügelte Hosen achten.

Thor Heyerdahl, Expeditionsleiter

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: R. Weise (3), V. Billeb, TASS/W. Kusmin, E. Kosjul, J. Beloserow, W. Meshewtsch, G. Bagdasarjan, A. Tschumitschew, ADN/CNA, Sofia-Press/B. Pasakliew, FW-Archiv (2); Zeichnung: K. Fischer; Vignette: D. Schüler

Der Schriftsteller Konstantin Simonow (Foto links) über seine Begegnungen mit dem Frontfotokorrespondenten Pawel Troschkin (Foto unten).

„Eine besondere Art von Egoismus war ihm eigen", schreibt Konstantin Simonow. „Wenn er seine Arbeit als Fotokorrespondent erledigen mußte, nahm er auf nichts und auf niemanden Rücksicht. In diesen Momenten vergaß er sogar die Gefahr." – Pawel Troschkin, Frontfotokorrespondent der „Iswestija". Nicht erhalten geblieben ist der letzte Film, den er vor seinem Tod im Jahre 1944 an der Front aufgenommen hatte. Aber sein Archiv, das seine Tochter Karina Saweljewa (Foto oben rechts) FREIE WELT exklusiv zur Verfügung stellte, ist eine eigene Welt aus Bildern und Gedanken. Pawel Troschkin fotografierte den Krieg, weil er wußte, wie wichtig seine Bilddokumente für das Leben waren. Er fühlte sich nie als Held, aber er bewies Mut.

Bilder aus schwerer Zeit

Eine Auswahl seiner Fotos von 1941 bis 1944

Zum ersten Mal sah ich Pawel Troschkin im Sommer des Jahres Neununddreißig, in der Mongolensteppe am Chalchin-Gol. Troschkin – schlank, geschniegelt und gebügelt, gut aussehend, mit schräg sitzender blauer Pilotenmütze, funkelnagelneuen Riemen, der Feldtasche an der einen Seite und der „Leica“ auf der Brust, den Revolver an der anderen Seite – so stand er zwischen einem fleckigen japanischen Beute-Ford und der Jurte der Aufklärungsabteilung, die in die gelbe, sandige Erde von Chamar-Daba gerammt war.

Genauso – lässig, elegant und zum unverzüglichen Handeln bereit, wie eine entsicherte Flinte – hat er sich in den ersten Minuten unserer Bekanntschaft in mein Gedächtnis eingegraben. Und später, im Verlauf des Krieges bis zum Jahr Vierundvierzig, ergab es sich, daß Troschkin und ich an verschiedenen Fronten zusammen waren; doch mit besonderer Stärke haben sich mir unsere beiden ersten gemeinsamen Fahrten an die Front eingeprägt. Beide fanden ganz am Anfang des Krieges – im Juli des Jahres Einundvierzig statt. Die eine – nach Mogiljow, die andere, etwas später, als Mogiljow bereits gefallen war, – in die Gegend von Dorogobush und an die Solowjowsker Übergangsstelle.

Beide Fahrten waren schwer, voller Gefahren und voller unvorhersehbarer Umstände, darunter auch tragischer. Einige dieser Umstände ermöglichten mir, die verschiedenen Seiten der eigenwilligen und kantigen Natur Troschkins kennen- und schätzen zu lernen.

Meiner Ansicht nach war er ein Mensch besonderer Art. Ich glaubte damals (und glaube es auch heute noch), daß er, wenn er am Leben bleiben würde, nicht nur aus seinen wahrheitsgetreuen Fotos eine ganze Chronik des Krieges zusammenstellen könnte, sondern auch, daß er zu dieser Chronik keines Autorenkommentars bedurft hätte. Er war ungewöhnlich interessiert an Menschen, neugierig, aufnahmefähig, und mir schien, daß er eines Tages selbst über alles, was er sah, schreiben wollte.

Das Unglück wollte, daß er kurz vor Ende des Krieges fiel. Er wurde auf der Straße unweit von Lwow erschossen. Man erzählte, daß er im Straßengraben lag, neben seinem Wagen, mit der MPi, geschossen habe er bis zur letzten Sekunde. Ich glaube es: Das entspricht seinem Charakter. In meinem Gedächtnis bleibt er als starker und geradliniger Mensch, in seiner Arbeit bis zu einem solchen Grade ungezügelt, daß es gefährlich war, mit ihm zu fahren. Wenn er unbedingt irgend etwas aufnehmen mußte, dann ließ er unter keinen Umständen von seinem Vorhaben ab. Er vergaß nicht nur die Gefahr, er vergaß dabei auch, daß sein Gefährte vielleicht nicht ganz so

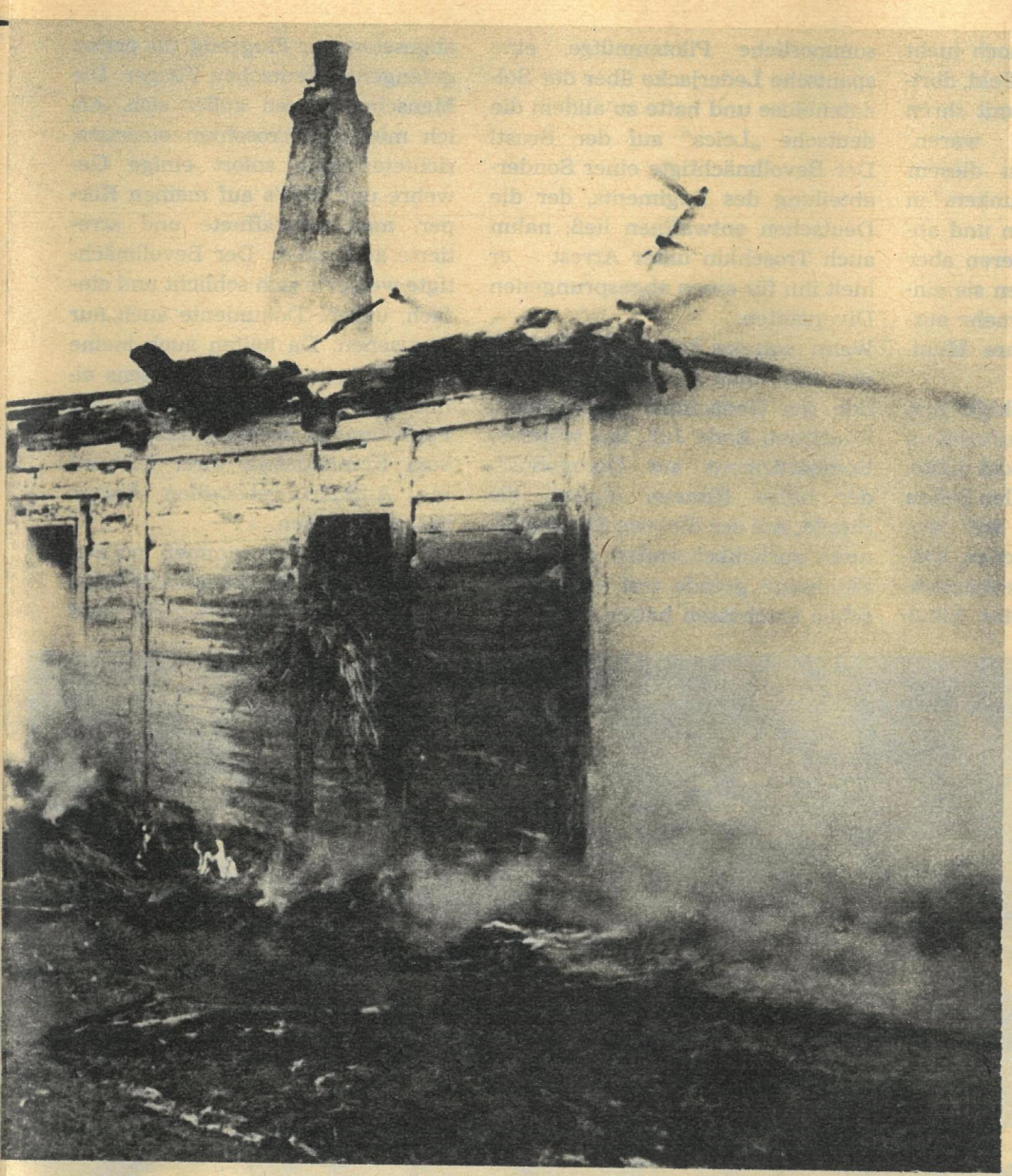
Bilder aus schwerer Zeit

tapfer sein könnte wie er selbst. Gleichzeitig ließ er aber nie und unter keinen Umständen einen Genossen im Stich. Mußtest du abends, in der Dämmerung, wenn er schon keine Aufnahmen mehr machen konnte, irgendwohin in die vorderste Linie, um mit den Menschen zu sprechen, konnte gar nicht die Rede davon sein, daß Troschkin weiter hinten, in ruhigeren Gegenden geblieben wäre und dich nicht begleitet hätte. So etwas dachte er nicht einmal, das fehlte in seinen Vorstellungen.

Als ich in dem Buch „Die Lebenden und die Toten“ die Kapitel über die Kämpfe bei Mogiljow schrieb, wurde ich oft an Pawel Troschkin erinnert, weil er es war, der als erster in der sowjetischen Presse das große Panorama zerstörter deutscher Panzer, zusammen mit einem kurzen Artikel von mir, veröffentlichte. Es erschien Ende Juli 1941 in der „Iswestija“.

Unsere nächste gemeinsame Fahrt an die Front wäre beinahe wegen seines unbezähmbaren Charakters sehr schlimm ausgegangen.

Wir befanden uns im Stab einer der Divisionen bei Dorogobush. Von dort aus fuhren wir in die vorderen Linien, zum Aufklärungsbataillon, das irgendwo im Wald lag: in der Nähe des Solowjowsker Übergangs. Nebenbei gesagt hatten wir vom Kommandierenden der Armee ein Päckchen in den Stab mitgebracht, der Divisionskommandeur seinerseits gab uns, nachdem wir ihm zugesichert hatten, unbedingt bis zu seinem Aufklärungsbataillon vorzudringen, auch ein Päckchen, das wir dem Kommandeur der Aufklärer überreichen sollten. Im Jahr 43 und 44 hätte sich das recht seltsam ausgenommen, doch damals, in den ersten Kriegsmonaten war es so und nicht anders. Zum Aufklärungsbataillon hatten wir uns schließlich durchgeschlagen, mit



Bilder aus schwerer Zeit

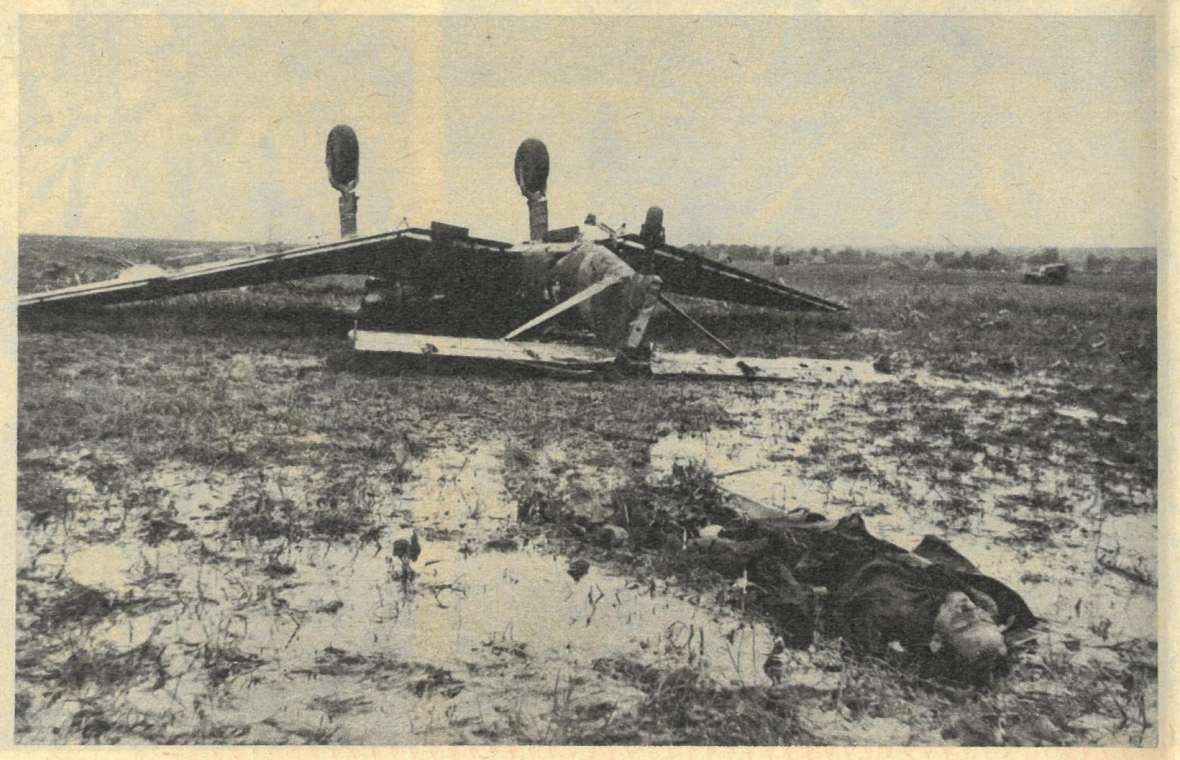
den Leuten gesprochen und Fotos gemacht. Das Päckchen war überreicht, die Quittung dafür erhalten worden. Alles schien in bester Ordnung. Doch auf dem Rückweg, noch vor Dorogobush, erwischte es uns. Innerhalb der Stunden, die wir ins Aufklärungsbataillon unterwegs waren, hatten die Deutschen Dorogobush bombardiert und bis auf die Grundmauern zerstört. Das Bombardement dauerte noch an, als wir auf dem Rückweg waren: In beiden Richtungen zogen „Junkers" über die Straße hin. Bis Dorogobush war es noch weit, über uns aber wehten dichte Rauchschwaden, die „Junkers" kehrten in Dreiergruppen von ihrem Einsatz zurück, wobei sie letzte kleine Bomben abwarfen und die Straße mit MG-Feuer belegten. Wir mußten einige Male aus dem Wagen springen und uns im Straßengraben in Deckung bringen. Dann zogen einmal vier „Junkers" über unseren Köpfen dahin. Sie wurden mit Flinten und MG's beschossen. Eine der „Junkers" begann eine Rauchfahne hinter sich herzuziehen und stürzte ab. Aus ihr lösten sich vier Männer an Fallschirmen. Nicht weit von der Straße gingen sie nieder. Die drei übrigen „Junkers" verloren an Höhe und begannen in etwa siebzig bis achtzig Metern über der Landestelle der deutschen Piloten zu kreisen, wobei sie das Umfeld mit dichten MG-Salven belegten. Sie wollten offensichtlich ihre Leute retten – unter Feuerschutz von zwei Flugzeugen aus sollte das dritte landen und die Abgesprungenen wieder aufnehmen.

Troschkin war zu einem an der Straße stehenden Gemäuer gestürzt, dort aufs Dach geklettert, weil er eine „Junkers" im Sturzflug aufnehmen wollte. Er wartete auf den Augenblick, in dem sie über seinem Kopf war und löste aus. Damit gab er sich jedoch noch nicht zufrieden. Er rannte aufs Feld, dorthin, wo die Deutschen mit ihren Fallschirmen gelandet waren. Glücklicherweise war zu diesem Zeitpunkt eine weitere „Junkers" in Brand geschossen worden und abgestürzt. Die beiden anderen aber zogen ab. Entweder hatten sie eingesehen, daß sie nichts mehr ausrichten konnten, oder ihre Munition war ausgegangen.

Ich rannte hinter Troschkin her, der die Deutschen aufnehmen wollte. Als ich ihn erreicht hatte, sah ich, daß unsere von allen Seiten herbeigeeilten Soldaten auf dem Feld nicht nur die Deutschen, sondern auch Troschkin festgenommen hatten. Er trug seine blaue sommerliche Pilotenmütze, eine spanische Lederjacke über der Soldatenbluse und hatte zu alldem die deutsche „Leica" auf der Brust! Der Bevollmächtigte einer Sonderabteilung des Regiments, der die Deutschen entwaffnen ließ, nahm auch Troschkin unter Arrest – er hielt ihn für einen abgesprungenen Diversanten.

Wenn man das Folgende verstehen will, muß man die damalige Situation ins Gedächtnis zurückrufen. Westfront, Ende Juli, das wütende Bombardement auf Dorogobush, der halbe Himmel blutrot, die Straße, auf der die vom Bombardement zurückkehrenden deutschen Flugzeuge gerade erst viele Menschen erschossen hatten, das erste abgeschossene Flugzeug, die ersten gefangenen deutschen Flieger. Die Menschen waren außer sich. Als ich mich für Troschkin einsetzte, richteten sich sofort einige Gewehre und MPi's auf meinen Körper, man entwaffnete und arretierte auch mich. Der Bevollmächtigte weigerte sich schlicht und einfach, unsere Dokumente auch nur anzusehen. Da halfen auch meine Forderungen nicht, wenigstens einen Bick auf die Quittung für das Päckchen zu werfen, daß wir ja vom Kommandeur ihrer Division ins Aufklärungsbataillon hatten bringen müssen.

Man setzte uns zusammen mit den Deutschen auf die Ladefläche eines Lastkraftwagens. Troschkin und



unserem Fahrer wurden genauso wie den Deutschen die Hände mit Riemen gefesselt, und ich haderte den ganzen Weg über mit mir selbst, daß ich mir das nicht hatte gefallen lassen: denn jetzt war die ganze Fahrt über eine entsicherte MPi auf meinen Leib gerichtet. Nie, nicht vorher und nicht hinterher, habe ich Troschkin in einem ähnlichen Zustand gesehen. Hinzu kam, daß er eine Angina hatte, seine Temperatur lag etwa bei vierzig Grad... Er saß auf der Ladefläche mit gefesselten Händen, warf wütende Blicke auf die neben ihm sitzenden, nichts verstehenden Deutschen, und mit vor Zorn verzerrtem Gesicht schrie er den Bevollmächtigen an:

„Du Idiot! Du grüner Bengel! Mir die Hände zu fesseln... So ein Idiot! Ich erlebe bereits meinen dritten Krieg, du aber siehst gerade deine ersten Deutschen. Panikmacher! Idiot!"

„Mund halten! Mund halten!" schrie seinerseits der Bevollmächtigte.

„Gut", schrie Troschkin. „Ich bin still. Gut. Ich werde hier gefesselt sitzen bleiben. Ich werde dir schon noch zeigen, was die Glocke geschlagen hat. Laß uns nur erst im Divisionsstab sein..."

Während er das schrie, war er sorglichst bemüht, von den deutschen Fliegern abzurücken.

Später kamen wir in den Divisionsstab. Schließlich und endlich klärte sich alles auf: Wir kamen frei, und dem Bevollmächtigten wurde der Kopf gewaschen. Troschkin erhielt seinen Fotoapparat zurück, und man gab ihm Arznei. Ich wollte, daß er seine Krankheit auskurieren sollte, er aber bestand darauf, in die Redaktion zu fahren – so schnell wie möglich wollte er den Film entwickeln. Wie von Sinnen war er, daß er die Gefangennahme der Deutschen nicht hatte fotografieren können (man hatte ihn genau in dem Moment festgenommen, als er zu ihnen stieß), doch tröstete er sich damit, daß er eine ungewöhnliche Aufnahme gemacht hatte – aus dreißig-vierzig Metern Entfernung hatte er die „Junkers" im Sturzflug aufgenommen. Ich will lieber nicht beschreiben, was mit ihm los war, als er in der Redaktion erfuhr, daß der wachsame Bevollmächtigte in der Zeit, als im Divisionsstab die Sache geklärt wurde, den ganzen Film im Apparat belichtet hatte.

Diese Episode, wie sie in meinem Gedächtnis erhalten geblieben ist, trägt natürlich persönlichen Charakter. Doch ich meine, daß sich darin auch einige lebendige Züge des Charakters eines Menschen widerspiegeln.

Es folgten noch verschiedene andere Begegnungen und Fahrten mit Troschkin, aber die beiden ersten haben sich mir besonders ins Gedächtnis eingegraben.

Am Vorabend der Revolution

FREIE WELT Serie 4

Die russische Revolutionärin Vera Figner (1852 bis 1942) entstammte dem Landadel, studierte Medizin an der Universität Zürich und wurde dort mit den sozialistischen Ideen der Arbeiterbewegung in Westeuropa bekannt. 1875 wieder in Rußland, schloß sie sich der Organisation der Volkstümler an. Deren Anhänger glaubten an die Möglichkeit einer sozialistischen Bauernrevolution in Rußland und wirkten in diesem Sinne auf dem Lande. Nach der Spaltung der Volkstümler wurde Vera Figner Mitglied des Vollzugskomitees der „Narodnaja Wolja" (Volkswille), 1883 wegen ihrer Mitbeteiligung am Zarenattentat verhaftet und zwanzig Jahre in der Festung Schlüsselburg gefangengehalten. Bald nach ihrer Entlassung ging Vera Figner ins Ausland, kehrte 1914 nach Rußland zurück, erlebte dort die Oktoberrevolution und war danach auf kulturellem und bildungspolitischem Gebiet tätig.

Als ich Schlüsselburg verließ, begrüßten mich die alten Freunde, welche die Zeiten der Reaktion der achtziger Jahre miterlebt hatten; sie sagten, ich kehrte zur rechten Zeit wieder in das Leben zurück, nämlich zu einer Zeit, da die revolutionäre Stimmung unaufhaltsam im Anschwellen begriffen sei. Bereits im Jahre 1901, als Karpowitsch zu uns nach Schlüsselburg kam, erhielten wir durch ihn Nachrichten, die imstande waren, Tote zum Leben zu erwecken. Von 1884 bis 87 – wie dies ausführlich im zweiten Teil dieses Bandes dargelegt ist – wußten wir noch nichts von der revolutionären Bewegung: Neue Gefangene wurden nicht zu uns gebracht. Karpowitsch war gleichsam die erste Schwalbe, der erste Sendbote einer neuen Generation, die der unseren gefolgt war. Durch List, durch Gefangenenlist, brachten wir es fertig, von ihm genaue Nachrichten darüber zu erhalten, was draußen in der Freiheit vorgefallen war und noch vorging.

Nachdem er uns ein Bild von dem allgemeinen Erwachen Rußlands und von jenem tätig wirkenden Geiste entworfen hatte, der über das ganze Land hinwehte, prophezeite er uns, in Rußland werde die Revolution nach fünf Jahren ausbrechen.

Erschütternde Nachrichten

Alles brodelte und wallte, war aber noch getrennt, auseinandergerissen, zum gemeinsamen Impuls noch nicht fest verschmolzen. Ich hatte meinen Schwestern geschrieben, Rußland komme mir vor wie ein Riesenkind, das aus seinen Kleidern herausgewachsen sei: Es bewege sich, und bei jeder Wendung der Schultern, bei der Bewegung der Arme platze das Kleid in den Nähten. Die jahrzehntelang zurückgedrängte, nun aber durch die Ereignisse des Krieges überspitzte Unzufriedenheit verlange nach Ausbruch. Der japanische Krieg hatte seit seinem Beginn im Verlauf von acht Monaten nichts als Mißerfolge und Niederlagen unserer Truppen gebracht: die Schlacht am Jalu, der Mißerfolg des Withöftschen Geschwaders, die Schlachten bei Laohang hatten stattgefunden, als ich noch in Schlüsselburg war; davon erfuhr ich erst jetzt auf Grund von Berichten in alten Zeitschriften und Zeitungen. Aber der Aufbruch des Geschwaders Roshdestwenskis in den Fernen Osten und die Geschichte in der Nordsee, als die Fischerflotte an der Doggerbank zusammengeschossen wurde, woraus sich dann diplomatische Schwierigkeiten ergaben, waren bereits nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis erfolgt und zogen mich unmittelbar hinein in die Welle der Empörung, die nun durch ganz Rußland ging; die Regierung erwies sich sogar als unfähig, die materielle Verteidigung des Landes sicherzustellen. Die Ausrüstung und Versorgung der Armee waren unter aller Kritik; ebenso die sanitären Einrichtungen. Diebstähle in den Intendanturen, das allgemeine Chaos, die Unfähigkeit der Kommandierenden einerseits und der opferbereite Heldenmut der Soldaten andererseits – das alles erfüllte unsere Herzen mit Grauen und Empörung. Der Krieg, der von Anfang an unpopulär gewesen war und von dem Plehwe (der russische Innenminister – d.Red.), wie es hieß, zynisch gesagt hatte, ein kleiner Aderlaß würde Rußland nichts schaden, verwandelte sich nun in ein entsetzliches Blutbad, in ein Drama, in dem auf der einen Seite die Autokratie stand, auf der anderen Seite aber der russische Soldat und das ganze russische Volk. Die tragischen Nachrichten von den See- und Landkämpfen, die Erlasse und Manifeste der Regierung, die wohl sah, daß sich das ganze Land im Zustand des Aufruhrs befand – dies alles hielt die Nerven aller und jedes einzelnen in fieberhafter Spannung. In dem Maße, wie sich die Ereignisse weiter entwikkelten, gerieten auch die gesellschaftlichen Kräfte in lebhaftere Bewegung; sie schlossen sich kraftvoller und organischer zusammen. Die durch die militärischen Mißerfolge eingeschüchterte Regierung war nun ängstlich auf Rückzug bedacht; die gegnerische Seite wurde immer kühner und angriffslustiger.

Jede Zeitungsnummer, jedes Heft einer beliebigen Zeitschrift brachte uns irgendeine erschütternde Nachricht, sei es nun aus dem Osten oder aus dem inneren Leben Rußlands. Ergänzend kamen noch die Briefe hinzu, in denen uns mitgeteilt wurde, was sich in der Residenz ereignete; die Losung lautete: Einberufung der Konstituante; allgemeines, direktes, gleiches und geheimes Wahlrecht; Freiheit des Wortes, Versammlungs- und Vereinsfreiheit! Und diese Losung ging durch alle Städte Rußlands, von einem Ende bis ans andere. Auf den verschiedensten Sitzungen und Zusammenkünften wurden immer wieder und wieder dieselben Forderungen aufgestellt und dieselben Resolutionen gefaßt.

Verlorenes Gedächtnis

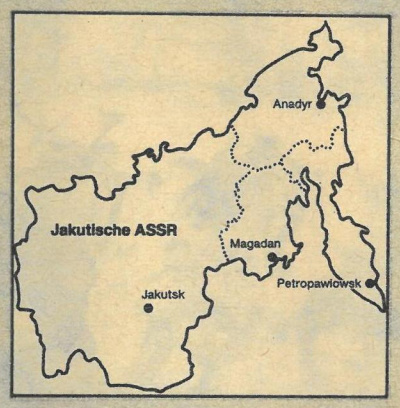
Zur selben Zeit aber, die durch so bedeutende Ereignisse gekennzeichnet war, einer Zeit, in der sich das künftige Schicksal unseres Vaterlandes entschied, lebte ich in einer toten, kulturlosen Gegend, wo alles schwieg und wo man sozusagen ein Leben prähistorischer Zeiten führte, in einem Lande, in dem der Pulsschlag der Hauptstadt und der anderen Städte in der Volksmasse nicht mitschlug, wo keine großen Losungen zu hören waren, wo es keine großen Hoffnungen gab und wo alles darauf hinauslief, den Kampf mit der umgebenden Natur zu führen, um nur die notwendigsten Mittel für den spärlichen Lebensunterhalt zu schaffen ... (Vera Figner wurde aus Schlüsselburg in die Siedlung Nönoksa am Weißen Meer gebracht und stand dort unter ständiger Polizeiaufsicht – d. Red.).

Wie war meine Stimmung in Nönoksa? Äußerlich betrachtet war alles gut. Nachdem das erste, wenn auch unzulängliche Unterkommen gefunden und mein einfaches Hauswesen dank dem Mädchen Gruscha Rybina, das früher bei Balawenskis gedient hatte und sich als mir sehr ergeben erwies, in Gang gebracht worden war, reiste meine Schwester Olga ab; erst wurde sie von meiner Schwester Lydia abgelöst, die aus Petersburg kam, dann von Jewgenia. Lydia schrieb an meinen Bruder, ich wäre wohlauf und munter. Manchmal sprachen wir viel miteinander, es gab ja soviel, was wir uns erzählen mußten. Zu Zeiten gab es wohl auch wegen der verschiedensten wirtschaftlichen Kleinigkeiten und Fehlschläge viel zu lachen. Innerlich aber fühlte ich mich nicht wohl. Ich hatte das Gleichgewicht, in welchem ich mich in der Festung befunden hatte, verloren.

„Nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Hinsicht lebe ich nun auf einer schiefen Ebene", schrieb ich an meine Nichte und spielte dabei auf den schiefen Fußboden meiner ersten Wohnung an. „ D a s wird vorübergehen", antwortete sie. D a s ging aber nicht vorüber. Bereits in der Peter-Pauls-Festung (dort war Vera Figner kurze Zeit nach ihrer Haft in Schlüsselburg – d. Red.) hatte ich zu meinem Entsetzen wahrgenommen, daß mich mein Gedächtnis völlig im Stich ließ. Ich hatte schon dort, so sehr ich mich auch bemühte, nicht darauf kommen können, wie die Hauptstadt von Schweden heißt und in welchem Lande Kopenhagen liegt. Alles Wissen, das ich mir im Laufe der Jahre in Schlüsselburg erworben hatte, war spurlos aus meinem Kopf verschwunden. Ich schämte mich; es kränkte mich; am liebsten hätte ich mich vor allen verstecken oder verbergen mögen. Wie denn! Zwanzig Jahre im Kerker, ohne den Geist zu bereichern? Und dann sogar das vergessen, was man früher gewußt hat, während die Menschen in der Freiheit vorwärtskamen! War es denn wirklich möglich, daß ich mich ganz umsonst mit all dem beschäftigt hätte, womit man sich in den Verhältnissen, in denen wir uns befanden, hatte beschäftigen können? Mit Chemie, Physik, Astronomie, Geologie, Botanik und Zoologie, ganz zu schweigen davon, was ich etwa im Fluge über soziologische Fragen hatte erhaschen können? Und nun, da ich aus der Kerkernacht wieder ans Tageslicht gekommen bin, erweist sich, daß ich die allerelementarsten Dinge nicht mehr im Kopfe habe, alles ist fort, alles, selbst

Fortsetzung Seite 27

FREIE WELT
1985



Die Ewenen

Liebe FREIE WELT! Kürzlich las ich, daß es außer den Ewenken auch Ewenen gibt. Könnten Sie bitte dieses Volk innerhalb der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" in Wort und Bild vorstellen?

Die Ewenen (früher: Lamuten) sind ein Volk, das in einigen Rayons der Gebiete Kamtschatka und Magadan lebt sowie im Nordosten der Jakutischen ASSR. Die letzte Volkszählung (von 1979) ergab, daß in der UdSSR insgesamt 12000 Ewenen leben, die meisten davon in Jakutien.

Wassili Lebedew

Das Lasso

Übers Feld
im Lenzeswehn
rennen Rene,
rennen Rene!
Und der Hirt – ich schau –
ein Mädchen!
Hohe Brauen,
Schelmenblick…
Pfeifend fliegt
das Lasso mächtig,
und das Ren
stürzt wie geknickt.
„Hast ja nichts zu tun,
so halt es!"
ruft der Hirt mir zu
und lacht,
und mein Herz pocht
wie ein harter
Rentierhuf
mit aller Macht.
Weckt mich doch
aus meinen Nöten,
aus dem Traum, der mich betört!
Ist es eines
Vogels Flöten,
das ich eben
hab gehört?
Doch das Mädchen
lacht verwegen.
Wieder fliegt das Lasso fort.
Goldnes Sonnenstrahlgewebe
flittert rings,
bald hier, bald dort.
Gern möcht ich daraus ein Lasso
als Geschenk ihr flechten lassen,
warten dann, bis mich die Leine
fängt an meinem schönsten Tag.
Aber ob damit die Kleine
mich auch wirklich fangen mag?

Aus dem Russischen
von Sepp Österreicher

Ein alter Brauch: Nimat

Seit eh und je gilt bei den Ewenen das Nimat. Das ist eine aus der Urgesellschaft stammende strenge Verpflichtung zur Nachbarschaftshilfe. Danach muß jeder Jäger die jeweils erste Beute dem Jagdgenossen oder seinem Nachbarn im Lager schenken. Dieser Brauch wird heute noch beachtet. Das erste wilde Ren, den ersten Zobel, Marder, Nerz erhält der Nachbar. Aber: Gute Jäger bleiben sich auch im Nimat nichts schuldig.

Ohne Tee – kein Leben.

☆

Der Mutige ist im Kampf immer der Stärkere.

☆

Wozu unnütz einen Pfad trampeln.

☆

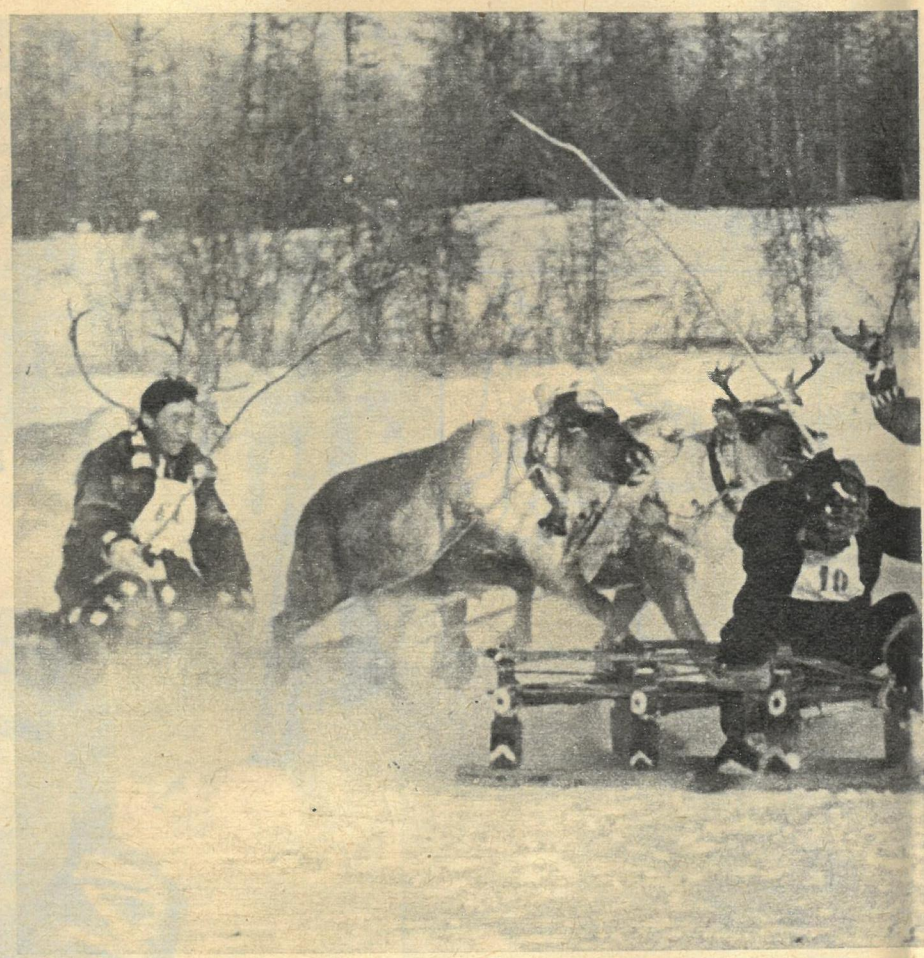
Wer im Leben ohne fremde Hilfe auskommen muß, den flieht das Alter.

☆

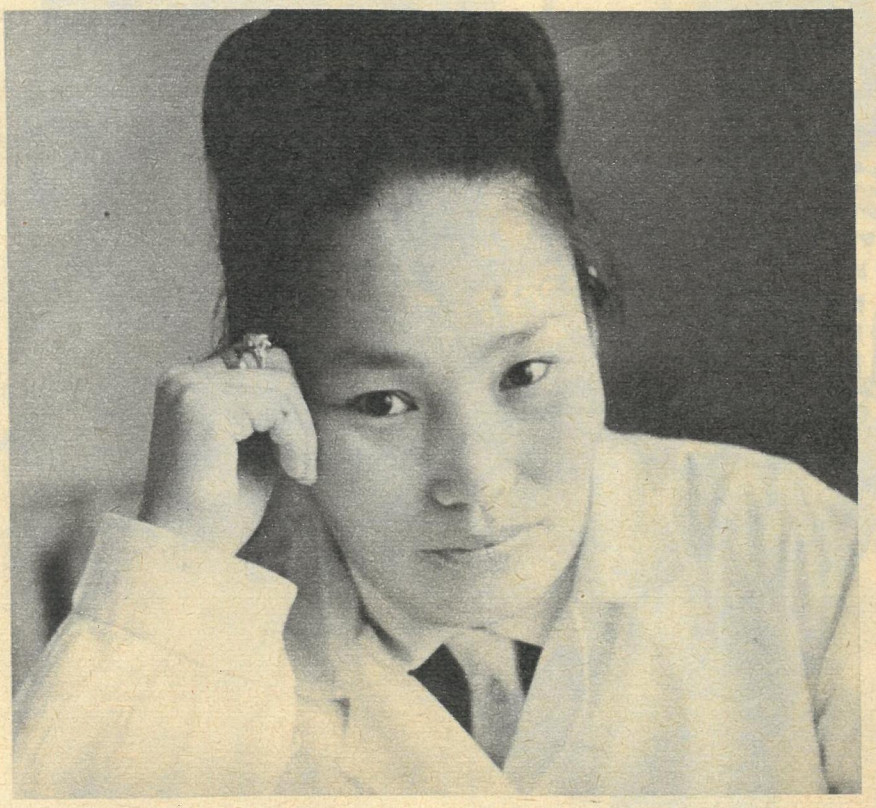
Ein Krummholz ist nicht gerade zu biegen, ohne es zu zerbrechen.

☆

Niemand kann ohne Nahrung leben, aber nicht jeder trägt welche in seinem Beutel.



Jeden nördlichen Frühling wieder: Wettkampf der Rentiergespanne.



Die Ärztin Maria Pawlowa: Noch sind die meisten Ewenen und Eweninnen in angestammten Berufen tätig – in der Rentierzucht.

Interview

Mit dem sowjetischen Ethnologen Dr. Wladillen Alexandrowitsch Tugolukow, Moskau, sprach Harry Gelhaar.

Wladillen Alexandrowitsch, in der älteren Literatur über Sibirien findet man oft die Bezeichnung Tungusen…

Unter diesem Begriff waren lange zwei Völkerschaften zusammengefaßt: die Ewenken und die Ewenen. Er wird nur noch im historischen Sinne, nicht mehr für die Gegenwart verwendet. Die Wissenschaftler haben die Eigenständigkeit der Ewenen nicht erkannt, sie wurden beide lange als **ein** Volk angesehen.

Und was sagt die Wissenschaft heute?

Es ist einwandfrei erwiesen, daß sie zwei verschiedene, aber verwandte Völker sind. Im 12. und 13. Jahrhundert dehnten sich die Ewenken von den Bergen östlich des Baikal stark nach Norden aus. Eine große Gruppe von ihnen stieß an der mittleren Lena, etwa in dem Raum, in dem heute die Stadt Jakutsk liegt, auf andere sibirische Stämme. Im Verlauf eines langen Prozesses verschmolzen sie miteinander. So entstand eine neue Völkerschaft mit eigener Sprache und Kultur – die Ewenen. Sie breiteten sich später über das riesige Gebiet zwischen Lena und Pazifikküste aus.

Manchmal nannte man die Ewenen auch Lamuten…

Dieser Name kommt offensichtlich von dem ewenkischen Wort „lamu", was soviel heißt wie See oder Meer. Ursprünglich nannten die Ewenken so die am Ochotskischen Meer wohnenden Ewenen. Später wurde dann die gesamte Völkerschaft so genannt.

Auf welcher Entwicklungsstufe standen die Ewenen vor 1917?

Wie nahezu alle nordsibirischen Völker lebten sie in einem Stadium zwischen Urgesellschaft und Frühfeudalismus. Vorherrschend war Gemeineigentum, aber es bildete sich schon eine Kaste reicherer Häuptlinge heraus. Die Ewenen waren vorwiegend Jäger, beherrschten aber auch die Zucht von Renen, die sie als Last- und Reittiere benutzten. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen, Spieß und Harpune. Sie nomadisierten in recht kleinen Gruppen von vier bis fünf Familien. Ihre Kleidung nähten sie meist aus Fellen frischgeborener Renkälber. Ihre Unterkünfte waren vor allem Tschums, spitze Zelte, auf die Stangen wurden Rinde oder Felle genäht. Zu den schlimmsten Feinden gehörte der Hunger. Nicht selten starben im langen Winter ganze Familien, wenn sie im Sommer nicht genug Fleisch erbeuten und trocknen konnten und auch die Winterjagd schlecht ausfiel.

Wieviel Ewenen gab es eigentlich in vergangenen Zeiten?

Im 17. Jahrhundert wurden 4800 gezählt.

Wie konnte man das so genau feststellen, wo sie doch kreuz und quer durch die Taiga zogen?

Nachdem die Kosaken nach Jakutien vorgedrungen waren, entstanden viele Handelsplätze. Dort

tauschten die Einheimischen, von den „weißen Männern“ natürlich furchtbar übers Ohr gehauen, Pelze gegen Nadeln, Messer, Mehl, Tuch, später auch Gewehre und Munition. Doch vorher hatte jeder Jäger seinen Jassak, Steuern für den Zaren, gewöhnlich drei Zobelfelle, zu zahlen. Diese Jäger waren exakt registriert. Zugleich ist bekannt, daß jeder von ihnen im Schnitt vier Menschen (Frau und Kinder) zu versorgen hatte. So konnte man die Zahl der Mitglieder der einzelnen Völker recht genau berechnen. Allerdings wurden die Ewenen sehr bald durch eingeschleppte Krankheiten stark dezimiert, vor allem durch die Pocken.

Wladillen Alexandrowitsch, heute leben die Ewenen in festen Dörfern mit Strom, Wasserleitung, Fernheizung. Die Kinder besuchen die Zehnklassenschule ...

Aber viele sind trotzdem Jäger und Züchter geblieben. Selbstverständlich unter völlig neuen Bedingungen. Die Herden der ewenischen Sowchosen umfassen heute viele Tausende Tiere. Zugleich haben die Ewenen stellenweise bereits mit der Rinderzucht begonnen, die ja im hohen Norden besonders kompliziert ist. So versorgen ewenische Dörfer längst viele Arbeitersiedlungen mit Fleisch. In den letzten Jahrzehnten wurden auch ewenische Lehrer, Ärzte, Veterinäre ausgebildet. Die Dörfer erhielten Funk- und Flugverbindungen. Kurz: Die Ewenen haben den Sprung von der Urgesellschaft in den Sozialismus vollzogen.

Durch ihren Mut, ihre menschliche Wärme und ihre klugen Gedanken überragen die Tungusen alle anderen, die als Jäger umherstreifen und in Jurten wohnen.
Chariton Laptjew, russischer Sibirienforscher des 18. Jahrhunderts

Ewenen woher – wohin?

7. Jh. u. Z.: Uwanen – tungusische Stämme, Vorväter der Ewenen und Ewenken – besiedeln die Bergregion östlich des Baikal. **12.–13. Jh.:** Die Ewenken dehnen sich weit nach Norden aus. An der mittleren Lena beginnt sich in einem langen Prozeß die ewenische Völkerschaft durch Vermischung eines Teiles der Ewenken mit anderen sibirischen Stämmen herauszubilden. **1632:** Über die Lena hinaus vorgedrungene Kosaken gründen die Stadt Jakutsk. Jakutien wird an Rußland angeschlossen. **17.–18. Jh.:** Die Kosaken bauen in den nordöstlichen Gebieten Sibiriens ihre Stützpunkte auf, um den Jassak – Steuer in Form von Pelzen – von den Ureinwohnern einzutreiben. Zugleich Entwicklung des Handels. **18. Jh.:** Wissenschaftler beginnen das Land östlich und westlich der Lena zu erforschen. Dabei wird zum ersten Mal die Lebensweise der Ewenken und Ewenen studiert. Anfang der Christianisierung der Ewenen. **19. Jh.:** An vielen Flüssen Jakutiens und der östlichen Küstenbezirke entstehen Goldfelder. Viele Ewenen ziehen sich von dort weiter in die Berge zurück. **Am 1. Juli 1918:** In Jakutien wird die Sowjetmacht errichtet, doch zwei Monate später von Koltschak-Truppen gestürzt. Erst im Dezember 1919 siegt sie endgültig. **1922:** Am Ochotskischen Meer entstehen die ersten nationalen Sowjets der Ewenen. **1923:** Gründung von Jagdgenossenschaften, später von Kooperationen, dadurch erhalten die Ewenen modernere Waffen und Geräte für Jagd und Fischfang – wesentliche Maßnahmen im Kampf gegen den Hunger. **1926/27:** Die Volkszählung ergibt: In der UdSSR leben 2100 Ewenen. **1929:** Beginn der Bildung von Rentierzucht-Kolchosen. In diesem Prozeß entstehen immer mehr feste Dörfe seßhafter Ewenen. Durch Züchtung großer gemeinsamer Herden wird der Hunger endgültig überwunden. **1931:** Wissenschaftler am Leningrader Institut der Nordvölker arbeiten eine ewenische Schriftsprache aus. **1932:** Herausgabe erster Lehrbücher in Ewenisch. **1959:** Die ersten Gedichte des ewenischen Lyrikers Wassili Lebedew (geb. 1932) werden veröffentlicht. W. Lebedew lebt in Jakutsk, ist Kandidat der philologischen Wissenschaften. **1960–1975:** Alle Dörfer Nordsibiriens und des Fernen Ostens werden mit Fluglinien verbunden. Damit wird überall schnelle medizinische Hilfe möglich. **1971:** In allen Teilen Jakutiens ist die Einführung der Zehnklassenschule abgeschlossen. **1979:** Die jüngste Volkszählung ergab: In der UdSSR leben 12000 Ewenen, ihre Zahl ist seit 1927 um 9900 Angehörige angewachsen.

In Chonuu am Steinernen Fluß: das Haus der Familie Gromow.

Der Laienchor des Sowchos „Momski“: Sein Lieblingslied ist eines über die Lieblingstiere – die Rentiere.

Ein Tag am Steinernen Fluß

Als wir auf den Renen lostraben, ist es noch dunkel. Ich bewundere immer wieder, wie fest die Ewenen in einem Sattel ohne Steigbügel sitzen. Der Ausländer muß sich mit der Stange, die eigentlich zum Lenken der Tiere dient, abstützen.

Oben in den Bergen ist es schon hell. Die Hirten betrachten jede Spur genau, die unseren Weg kreuzt. Wölfe gibt es hier wenig. Sie werden von den Ewenen auch nicht gejagt. Das ist alter Brauch, war früher wohl auch ein Stück Religion. Nur bei echter Gefahr für Mensch oder Herde wird ein Wolf abgeschossen.

Afanassi Gromow, der Brigadier, drängt sein Ren neben meines und sagt: „Hier leben viele wilde Rentiere. Wir müssen sie von unseren fernhalten. Die wilden Böcke treiben sonst im Sommer, besonders zur Brunftzeit, unsere Ricken zu Dutzenden weg. Man darf sie nie dicht an die Herde heranlassen.“

Die Männer stammen aus dem Dorf Chonuu an der Indigirka in Nordostjakutien, einem Dorf mit Flugplatz, Klub, Fernsehen, einer beachtlichen Bücherei. Ihre Familien wohnen dort in warmen Blockhäusern. Doch die Männer zieht es immer wieder in die wilde Taiga, zur Herde, zu den Zelten.

Die Rentiere haben sich weit verteilt. Die einen liegen im Schnee und wiederkäuen gemächlich, andere scharren Jaghel (Moosflechten) frei und äsen.

Die Hirten werfen Salz auf freie Flächen. Da kommt Bewegung in die Herde. Die Rene traben heran, beginnen gierig zu lecken. Afanassi lockt die Leithirsche zu sich. Einer will nicht, da wirft er ihm sein Maut, das aus Renleder geflochtene Lasso, um eine Geweihstange und zieht ihn hinter sich her. Den Leittieren folgen gehorsam die Weibchen. Zwei Stunden später steht die ganze Herde auf dem Eis des Taas Yrech, des Steinernen Flusses, in der Nähe des Lagers. Jetzt ist „Erntezeit“ für die Hirten. Vierhundert von den dreitausend Renen müssen geschlachtet werden. Der Hubschrauber wird heute abend die ersten achtzig abholen.

Afanassi Gromow geht durch die Herde. Ab und zu zeigt er mit seinem Stock auf ein Ren, dann hebt Viktor, sein Sohn, die Kleinkaliberbüchse und trifft das Tier genau drei Fingerbreit unter dem Ohr. Es bricht wie vom Blitz getroffen zusammen. Dann wird es mit einem Schlitten zum Schlachtplatz gebracht. Nun muß alles schnell gehen, in einer halben Stunde ist das Fleisch tiefgefroren. Es herrschen 40 Grad Kälte.

Vom Rentier wird buchstäblich alles verwendet. Zuerst wird das Fell der Läufe abgestreift. Daraus nähen die Eweninnen Torbasen, warme Fellschuhe für Taiga und Tundra. Das Renfell diente den Ewenen Jahrhunderte als Universalwerkstoff, aus dem sie Kleidung, Behälter, Sättel, Schlafdecken, Riemenzeug und Fellmatten herstellten, mit denen sie ihre Tschums (Zelte) auslegten und abdeckten. Noch heute tragen die Hirten Kleidung, Mützen und Handschuhe aus Rentierfell. Doch heute geht vieles von diesem Rohstoff in die Souvenirfabriken, zusammen mit den Geweihen und den Hufen. Einen Teil der Hufe kaufen die Hausfrauen, sie kochen daraus zusammen mit Fleischstücken eine Sülze. Die Innereien, die Köpfe, das in kleinen Gruben gefrorene Blut erhalten die Silberfuchsfarmen in Chonuu.

Der Hubschrauber bringt den Filmvorführer mit. Als wir gemütlich am kleinen eisernen Ofen im Zelt sitzen, Renzunge und Renblutwurst (ohne Salz!) genießen, wirft er seinen Benzingenerator an, elektrisches Licht flammt auf, dann rollt der Film „Eine Frau, die singt“ über die Minileinwand. Hauptrolle: Alla Pugatschowa.

Plötzlich peitschen zwei Schüsse. Rasendes Hundegebell. Viktor hat einen Fuchs geschossen, den der Fleischgeruch zum Lager gelockt hatte.

Und Alla singt unentwegt weiter im Tschum in der eisigen Taiga.

Harry Gelhaar

Am Funkgerät: Afanassi Gromow

MÄRCHEN

Der Feuerberg

Es war vor langer, langer Zeit. Die Stämme der Lamuten zogen durch die Taiga und durch die Tundra. Sie wanderten lange, suchten Jagdreviere und Weiden für ihre Rentiere. Viele Winter vergingen, da kamen die Menschen zum Anjui-Berg. Sie hielten Umschau und trauten ihren Augen nicht. Es gab soviel wilde Rene, wie alle Herden in der Tundra zählten; mehr Elche als Bäume im Walde standen; es gab Wildschafe und Füchse und Zobel – man mochte Tag und Nacht zählen und wurde und wurde nicht fertig damit; die Vogelschwärme verdeckten den Himmel, und die Fische schwammen von selbst ins Netz.

Am Fuß der hohen grauen Berge schlugen die Lamuten ihre Tschums auf, entfachten Lagerfeuer und richteten sich häuslich ein. Nun kannten sie weder Not noch Sorgen.

Aber das erfuhren die Abaassen*. Sie begannen zu überlegen, wie sie die Menschen aus diesen wildreichen Gebieten vertreiben könnten. Lange dachten die Abaassen nach…

Als die Abaassen unter der Erde hervorkamen, gab es ein fürchterliches Donnern und Krachen, und die Menschen sahen, daß eine große Feuersäule vom Berg zum Himmel aufstieg. Der ganze Himmel wurde schwarz. Asche und Steine regneten von ihm herab, Feuerströme flossen die Berghänge hinunter. Ringsum brannte der Wald, und das Wasser in den Flüssen kochte. Menschen und Tiere – alle ergriffen die Flucht.

Es verging ein Mond, dann noch einer. Viele Opfer brachten die Lamuten den bösen Geistern – damit sie ihnen erlauben, zu ihren früheren Wohnstätten zurückzukehren. Aber die Geister erlaubten es nicht. Winter um Winter verging, aber niemand wagte, gegen ihren Befehl zu handeln. Viele Bäume sind inzwischen in der Taiga verdorrt, viel Wasser ist die Berge hinabgeflossen, viele Vögel sind über die Erde geflogen – und nur die ganz alten Lamuten können sich noch daran erinnern, was ihnen die Großväter einst erzählt hatten über den Feuerberg und die Angst der Menschen vor den bösen Geistern.

*Nach den früheren Vorstellungen der Jakuten und Ewenen bevölkerten die Abaassen, die bösen Geister, die obere, mittlere und untere Welt (die drei Ebenen des Alls). Die Ewenen übernahmen diesen Begriff von den Jakuten.

Redakteur: Gisela Reller, Fotos: Harry Gelhaar (3), APN (2), M. Kuchtarew (1), Karte: Martin Kotsch

Am Vorabend der Revolution

Fortsetzung von Seite 22

die Geographie Europas. Der Gedanke, dies könne eine zeitweilige Erscheinung und auf den allzu schroffen Wechsel in meinem Leben zurückzuführen sein, kam mir nicht in den Sinn, obwohl ich von früher her aus den Büchern erstaunliche Fälle kannte, daß das Gedächtnis, sei es nun aus Übermüdung oder infolge seelischer Erschütterungen, geschwunden war.

Ein großer Empfang

Besonders entsetzte mich der Gedanke an die Möglichkeit, mit jemandem zusammenzutreffen, den ich als jung, frisch und lebensfroh gekannt hatte. Das Drückende der ersten Begegnung mit meinen Anverwandten stand mir immer vor Augen. Es ist doch bezeichnend, daß ich meiner Schwester Lydia erst nach zwei Wochen sagen konnte: „Jetzt erkenne ich dich." Ich wollte, meine ehemaligen Genossen sollten sich meiner so erinnern, wie ich damals gewesen war, als ich an ihrer Seite Hand in Hand mit ihnen gekämpft hatte, und ich selber wollte die lichten Erinnerungen aus der Vergangenheit an sie bewahren; ich wollte keine Kreuze oder Grabsteine über dem Vergangenen errichten. Darum lehnte ich mit Entschiedenheit derartige Begegnungen ab. Spandoni, der mit mir zusammen vor Gericht gestanden hatte, dachte immer wieder daran, mich aufzusuchen; aber er ist gestorben, ohne mich gesehen zu haben; obwohl ihn dies, wie mir seine Angehörigen nach seinem Tode schrieben, um eine der großen Freuden seines Lebens brachte. Mir aber wollte scheinen, daß ein Wiedersehen nach zweiundzwanzigjähriger Trennung nichts als Leiden verursachen könne. Und mehr als einmal mußte ich ähnliche Bitten mit Absagen beantworten. Es fiel mir so schwer zu leben, daß ich nicht imstande gewesen wäre und es auch nicht gewollt hätte, dieser Last auch nur ein Lot hinzuzufügen. Und unmöglich war es, das alles irgendwem zu sagen. Obwohl man mich nun nicht allein ließ und meine Schwestern abwechselnd bei mir wohnten, führte ich doch in geistiger Hinsicht ein besonders einsames Leben.

Bereits im März wurde die Frage angeregt, mich aus Nönoksa ins Gouvernement Kasan, auf das Gut meiner Tante zu schaffen; aber vom Polizeidepartement war bisher keine Antwort gekommen. Erst im Juni kam dann die längst erwartete Verfügung ...

Meine unfreiwilligen Begleiter waren zwei Landkommissare aus Archangelsk, die aber als Zivilpersonen verkleidet waren. Deren Reise hatte auf meine Kosten zu erfolgen.

Die Archangelsker Verbannten, die ich ehedem hatte überreden können, mir zuliebe keine Demonstrationen zu veranstalten, bereiteten mir nun ohne mein Wissen einen großen Empfang; gleichzeitig sollte das auch ein Abschiedsgeleit sein. In Begleitung eines Landkommissars und der beiden Polizisten fuhren wir aus Nönoksa ab und langten im Dorf Rikosicha an; hier sollten wir mit dem Dampfer über die Nördliche Dwina setzen und am anderen Ufer von einer kleinen Bahnstation aus, die nicht weit von Archangelsk ablag, mit dem Zuge weiterfahren. Das hatte der Gouverneur so angeordnet, damit ich auf der Fahrt nicht durch die Stadt käme, denn er fürchtete, die Verbannten könnten dort Demonstrationen veranstalten. Sie hatten aber noch zur rechten Zeit von der Anordnung der Gouvernementsverwaltung erfahren, und es gelang ihnen, ihr ein Schnippchen zu schlagen.

Als wir nach unserer Ankunft in Rikosicha zu Fuß zur Anlegestelle gingen, lag der Dampfer schon bereit; wir brauchten nur einzusteigen. Aber vom Dampfer aus kam uns ein feierlicher Zug entgegen: der Kanzleichef des Gouverneurs, dann ein Polizeioffizier und verschiedene Polizisten, die zum Gefolge gehörten.

Wie groß war unser Erstaunen und die Verwirrung der Polizei, als, noch ehe wir angelangt waren, ein anderer Dampfer anlegte, aus dem eine große Menge von Frauen und Männern herausströmte und uns entgegeneilte. Das waren die Archangelsker Verbannten: Rechtsanwälte und Studenten, Gelehrte und Arbeiter, ihre Frauen, Lehrerinnen, Arztgehilfinnen und andere mehr, die den Dampfer eigens gemietet hatten, um mich in Rikosicha zu empfangen und mir bis zur Station das Geleit zu geben.

Im Nu waren die Polizeibeamten zurückgedrängt: Die Verbannten umgaben mich wie mit einem festen Ring, und nun begannen Freundschaftsergüsse, Umarmungen und Händeschütteln. Einer der Anwesenden, ein erfahrener Fotograf, hatte einen vortrefflichen Apparat mitgenommen; auf allgemeinen Wunsch mußte ich mich mit meinem Begleiter, einem jungen Bernhardiner, der auf den Namen „Lutschok" hörte, in die Mitte eines von den Verbannten gebildeten Halbkreises stellen, und so wurde denn diese denkwürdige Szene im Bilde verewigt. Die Polizei regte sich ungeheuer auf, doch sie war in der Minderheit, und wir waren die Herren der Lage. Der Landkommissar und der Kanzleichef wollten mich so schnell wie möglich fortschaffen und trieben zur Eile an. Wir hatten kaum den Dampfer bestiegen und er hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als uns auch schon der Dampfer mit den Verbannten folgte. Ein großes, rotes Banner wurde ihnen zu Häupten entfaltet. Unser Dampfer war groß; er konnte auch mit größerer Geschwindigkeit fahren, aber vergebens hofften die Polizisten, den Verfolgern entrinnen zu können: Der kleine Dampfer der Verbannten hielt wacker mit. Seine Heizer, die ins Komplott eingeweiht waren, gaben Volldampf, und als wir das Ufer betraten, landeten gleichzeitig auch die Verbannten. Wieder mußte sich die Polizei zurückziehen, und von Freunden umringt, begaben wir uns in langer Prozession zum Bahnhof. Der Kanzleichef bat die Verbannten inständig, sie möchten doch von mir ablassen und in die Stadt zurückkehren. Er suchte sie zu überreden; er riet und drohte, der Gouverneur würde alle in die entferntesten Gegenden des Gouvernements verschicken. Aber die Verbannten gaben nicht nach. Schließlich war Goldstein, der mit dem Kanzleichef verhandelte, zu einem Kompromiß bereit: Die ganze Gesellschaft sollte erst auf dem Bahnhof zusammen mit uns Abreisenden Tee trinken, dann würde man noch vor Ankunft des Zuges Abschied nehmen und auseinandergehen.

Damit schloß diese kleine freundschaftliche Feier.

An der Schwelle eines neuen Lebens

Aus Archangelsk schickten die Verbannten ein Telegramm an die Genossen in Wologda, daß ich unterwegs sei. Als wir uns am Abend der Stadt näherten, bereiteten wir uns auf einen neuen Empfang vor, und ich regte mich in Erwartung der neuen Begrüßung nicht wenig auf. Indessen war der Bahnhof ganz leer, und wir mußten über unsere Vorahnungen lachen, die sich als falsch erwiesen hatten. Wie sich herausstellte, war das Telegramm von der Verwaltung abgefangen worden und daher nicht rechtzeitig an sein Bestimmungsziel gelangt.

Um von Jaroslawl aus die Reise auf der Wolga fortsetzen zu können, mußten wir dort bis zum Eintreffen des Dampfers warten. Bei der Anlegestelle stand uns eine neue Begegnung mit Verwandten und Freunden bevor; auch die Verbannten kamen aus der Stadt ...

Unsere Gesellschaft war angewachsen, und so nahmen wir denn auf dem Dampfer „Gebrüder Derjugin" Platz, wobei meine verkleideten Landkommissare sozusagen mit Gewalt verlangten, man solle ihnen eine Kajüte erster Klasse neben der meinen anweisen. Der liebenswürdige Kapitän hatte aber erfahren, wer seine Passagierin war; er begrüßte mich auf das herzlichste und schlug mir vor, die Polizeibeamten auf der erstbesten unbewohnten Sandbank abzusetzen. Diesen Herren „Edelleuten", wie sie sich selber zu nennen beliebten, wurde die Reise bis Tetjuschi gehörig sauer gemacht: Die beiden jungen Moros (die Söhne einer Freundin Vera Figners – d. Red.), die eben erst das Gymnasium absolviert hatten, verübten ihre Schuljungenstreiche und machten sich über die „Spitzel" lustig. Immer wieder fotografierten sie diese in allen nur erdenklichen Posen und gaben der ganzen Gesellschaft auf dem Dampfer ihr Incognito preis. Jene wußten nicht, wo sie sich vor den Schelmen lassen sollten, und beklagten sich bitter, sie würden von den Jungen „nicht einmal als Menschen angesehen".

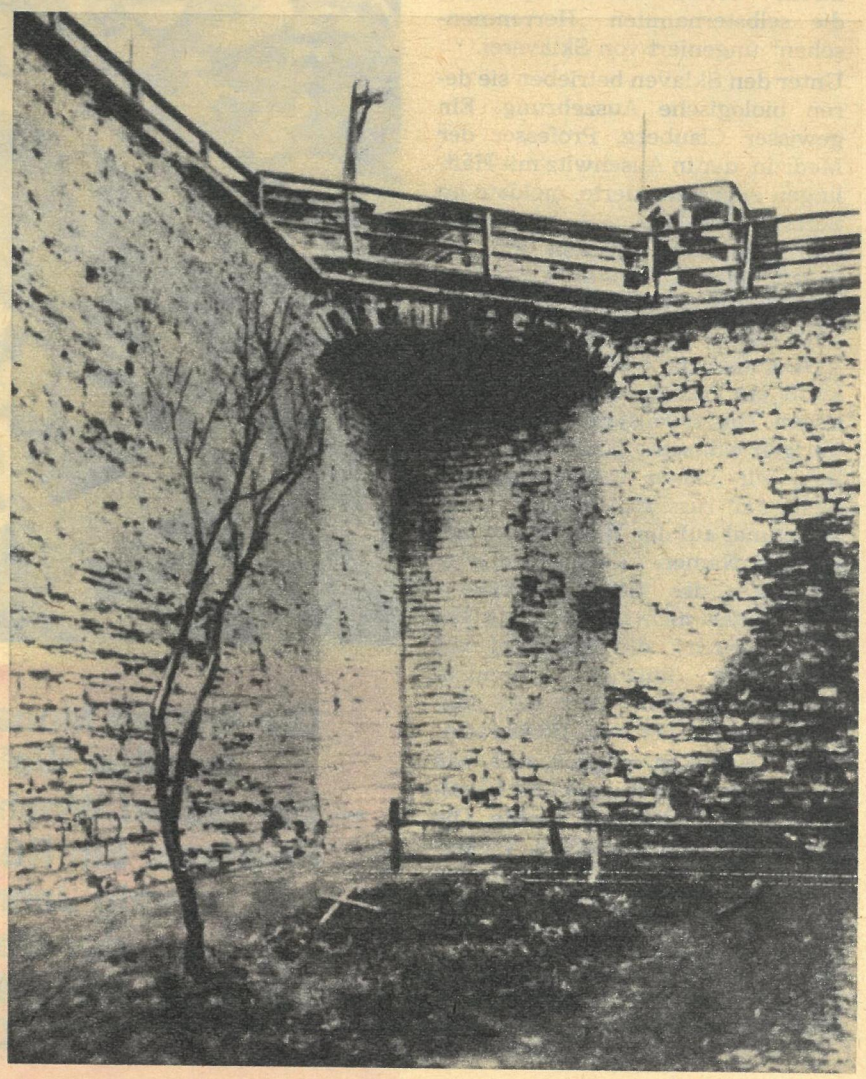
Als ich Schlüsselburg verließ, waren meine Flügel wie gelähmt, denn ich hatte sie nicht regen können. Nun aber, auf der Wolga, die ich von Kindheit auf kannte, angesichts dieser gnadenvollen Unendlichkeit – mir seit meiner Kindheit vertraut –, da regten sich diese lahmen Flügel und breiteten sich zum erstenmal wieder aus.

Ende

Vera Figner, Nacht über Rußland. Auszugsweiser Abdruck. Das Buch erscheint im Verlag Volk und Welt.

Im Gefängnishof der Festung Schlüsselburg. Das Bäumchen pflanzte Vera Figner.

Fotos: Archiv



Im vertrauten Kreis pflegte Hitler seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Seine Zukunftsvision für Osteuropa sah so aus: „In allen diesen Gebieten wohnen heute überwiegend fremde Volksstämme ... es wird unsere Pflicht sein ... diese Stämme zu beseitigen... Es wird eine Technik der Entvölkerung entwickelt werden müssen... Ob ich ganze Volksstämme beseitigen will? ... darauf wird es hinauslaufen."

Als die Sowjetarmee am 27. Januar 1945 nach Auschwitz kommt, findet sie 7600 Überlebende und Berge von Schuhen, Kleidern, Koffern. In viereinhalb Jahren, die das Lager existierte, sind dort viereinhalb Millionen Menschen aus allen Ländern Europas einen elenden Tod gestorben, die Mehrheit durch Einatmen des Gases Zyklon B, das die Firma Degesch (Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung), ein Tochterunternehmen des IG Farben-Konzerns, produzierte.

Auch außerhalb ihrer Konzentrationslager verschmähten die Faschisten, wie man weiß, kein Mittel, das ihnen für die angestrebte „Entvölkerung" geeignet erschien. Unter ihrer unbarmherzigen Ausrottungspolitik litten viele Länder, aber keines stärker als die Sowjetunion. Im ersten und einzigen Land des Sozialismus verbanden sich Antikommunismus und Rassenwahn zu kalkuliertem Völkermord. Gab es Befehle, die Leben schonten, stand hinter ihnen stets nur ein Motiv: der Wunsch, sich ein Heer billigster Arbeitskräfte zu sichern. In ihrem Schriftverkehr sprachen die selbsternannten „Herrenmenschen" ungeniert von Sklaverei.

Unter den Sklaven betrieben sie deren biologische Auszehrung. Ein gewisser Clauberg, Professor der Medizin, der in Auschwitz mit Häftlingen experimentierte, meldete im Sommer 1943 seinem SS-Reichsführer Himmler, die von ihm „erdachte Methode, ohne Operation eine Sterilisierung des weiblichen Organismus zu erreichen", sei so weit gediehen, daß in naher Zukunft ein Arzt tausend Frauen an einem Tag sterilisieren könne. Im übrigen wünschte Hitler ausdrücklich, wir haben es schwarz auf weiß, daß russische Kinder, wenn sie einmal auf der Welt waren, den eigenen Namen zu schreiben lernten, dazu das kleine Einmaleins und weiter nichts. Am Ende lief freilich auch die Sklaverei auf Ausrottung hinaus – „Vernichtung durch Arbeit" war eine gängige Formel der Nazi-Bürokratie. Kein Zweifel ist möglich, daß, wie den Juden, auch Russen und Ukrainern eine „Endlösung" drohte. Die Sowjetarmee setzte allem Völkermorden ein Ende, als sie Europa und auch uns Deutsche aus der Gewalt eines Systems befreite, das nicht existieren konnte, ohne sich der scheußlichsten Verbrechen schuldig zu machen.

Jürgen Jessel

Die letzten Monate des zweiten Weltkriegs – die ersten Wochen des Friedens. Ein Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee. FOLGE 2

Zeugnisse Massenmo

e des kalkulierten ordes

DOKUMENTE DER ZEIT

Erklärung des Reichsführers SS Himmler, zitiert in der Zeitschrift „Schwarzes Korps“:

„Unsere Aufgabe ist es, den Osten nicht im alten Sinne zu germanisieren, das heißt, den dort wohnenden Menschen deutsche Sprache und deutsche Gesetze beizubringen, sondern dafür zu sorgen, daß im Osten nur Menschen wirklich deutschen, germanischen Blutes wohnen.“

Brief des IG Farben-Vorstandsmitglieds Ambros an die Direktoren ter Mer und Struß, betreffend die Bunawerke Auschwitz:

„... außerdem wirkt sich unsere neue Freundschaft mit der SS sehr segensreich aus. Anläßlich eines Abendessens, das uns die Leitung des Konzentrationslagers gab, haben wir weiterhin alle Maßnahmen festgelegt, welche die Einschaltung des wirklich hervorragenden Betriebs des KZ-Lagers zugunsten der Bunawerke betreffen.“

Aktennotiz über eine Besprechung deutscher Staatssekretäre:

„1. Der Krieg ist nur weiter zu führen, wenn die gesamte Wehrmacht im 3. Kriegsjahr aus Rußland ernährt wird. 2. Hierbei werden zweifellos ...zig Millionen Menschen verhungern, wenn von uns das für uns Notwendige aus dem Land herausgeholt wird.“

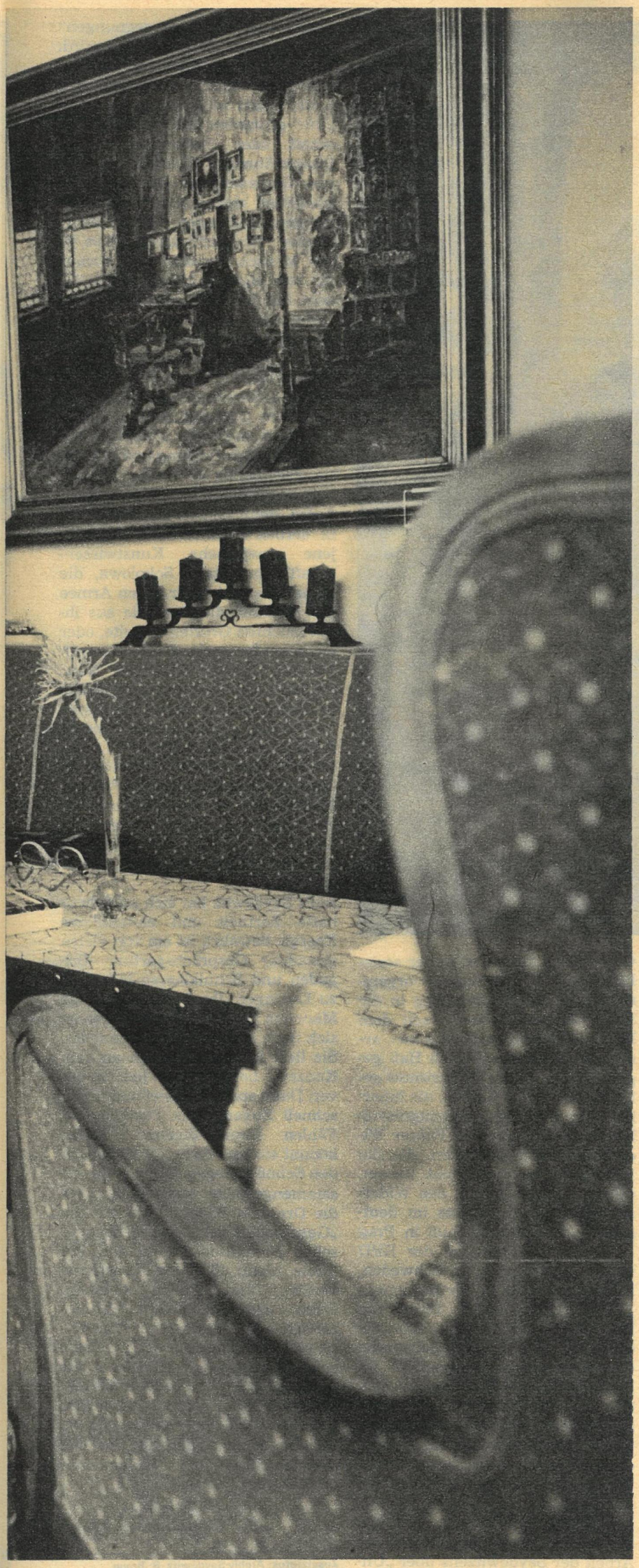
Rede Himmlers vor SS-Gruppenführern:

„Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10000 russische Weiber an Entkräftung umfallen oder nicht, interessiert mich nur insoweit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird.“

Foto: Archiv

ER feierte unlängst seinen 92. Geburtstag, „es hat sich gelohnt zu leben". So überschrieb er auch die zwei Bände seiner Memoiren, Erkenntnisse und Bekenntnisse eines rastlosen politischen Kämpfers und aktiven Funktionärs der Arbeiterbewegung. Buchdrucker, Journalist, Reichstagsabgeordneter. Nach Jahren erzwungenen Exils in der ČSR, Norwegen und Schweden Rückkehr in die vom Faschismus befreite Heimat. Chefredakteur der „Einheit", Intendant des Berliner Rundfunks, Ministerpräsident des Landes Sachsen, Volkskammerabgeordneter, Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. Seit mehr als einem Jahrzehnt schreibt er nun Bücher, in produktiver Gemeinsamkeit mit seiner Frau Ruth.

SIE bald achtzig, Kampfgefährtin, Liebende, schon Urgroßmutter. Als junges Mädchen war sie aus behütetem, bürgerlichem Elternhaus ausgebrochen, um sich in die Arbeiterbewegung einzureihen. Über ihre Lebensstationen erzählt sie in dem Buch „Alle Menschen haben Träume". Nach 1945 Redakteurin im Dietz Verlag, Mitbegründerin des Verlages „Neues Leben", Leiterin der Pressestelle bei der Landesregierung Sachsen, Landessekretär des Kulturbundes, Dresdner Stadtverordnete, Schriftstellerin.



Ruth und Max Seydewitz

Liebe zu Menschen und Musen

Auf dem Hügel von Dresdens Vorort Weißer Hirsch wohnen sie in einem ebenerdigen, bequemen Haus, denn – hatten sie sich gedacht – Treppen steigen würde ihnen vielleicht einmal schwerfallen, auch sollte der kleine Garten durch alle Fenster hineinschauen können, wo Bücher und Bilder die Atmosphäre bestimmen, jedes birgt Erinnerungen, aber ihr Lebensabend ist kein Ruhestand. Sie sind sechsundfünfzig Jahre verheiratet, eine lange Zeit des guten Miteinanderumgehens, des immer Füreinanderdaseins, des Sich-Brauchens, trotzdem können sie sich noch wunderbar streiten. Wenn sie auch an getrennten Schreibtischen arbeiten, gibt es doch kein Manuskript des einen, das der andere nicht kritisch durchgesehen hätte. Er nannte das einst scherzhaft „Schriftsteller-Produktionsgenossenschaft" – seine Frau sei die Produktion und er die Genossenschaft. Dabei sind sie innerlich jung geblieben.

Träume haben und tätig sein... wo andere bald aufhören, hat er noch einmal angefangen und mit dreiundsechzig die Berufung zum Leiter der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden angenommen. Der Vorschlag kam von Johannes R. Becher, der die reichen Erfahrungen seines politischen Wirkens auch auf dem Gebiet der Kultur und Kunst hoch schätzte. Sie seinerzeit: „Beinahe mußte ich lachen, als ich mir einen Generaldirektor in schwarzem Anzug, vielleicht mit wallendem Bart, würdig zwischen Altertümern und Gemälden einhergehend, vorstellte." Er damals: „Theater, Film, bildende Kunst und kulturpolitische Massenarbeit waren mir auf meinem bisherigen Lebensweg ständige Begleiter, doch in praktischer Museumsarbeit besaß ich keinerlei Erfahrung." Dafür hatte der schon weißhaarige Feuerkopf genaue Vorstellungen von seiner neuen Aufgabe: die ehemals königlichen Museen in echte Bildungsstätten des Volkes umzuwandeln, um vielen Menschen diese Schätze der Weltkultur nahezubringen und auch der sozialistischen Gegenwartskunst eine würdige Heimstatt zu schaffen. Manche Hilfe wuchs ihm dabei von sowjetischen Künstlern und Museumsdirektoren zu, die freundschaftlichen Kontakte blieben bis heute, mancher „trägt Narben von den Löchern, die ich ihnen in den Bauch gefragt hatte". Nunmehr Professor und mit dem Karl-Marx-Orden ausgezeichnet, ging er als Fünfundsiebzigjähriger dann in Pension und wieder an den Schreibtisch. Max und Ruth Seydewitz schrieben nun Bücher, populär und wissenschaftlich, aus der Erfahrungsfülle ihres weiten Lebenskreises schöpfend. Und so wie das zerstörte, das wiederaufgebaute Dresden dem Ehepaar Seydewitz zur Heimat wurde, ist auch ihr literarisches Werk untrennbar mit dieser Stadt, ihrer Kunst und Geschichte verbunden, sind sie selbst fast zu einer Legende geworden.

Die Titel ihrer Bücher sind inzwischen zahlreich. In hohen Auflagen gedruckt, in viele Sprachen übersetzt, in vielen Ländern erschienen. Allein oder gemeinsam verfaßt wie die Geschichten um weltberühmte Bilder: „Der verschenkte Herkules", „Das Mädchen mit der Perle", „Märchen vom Schwanengott". Nach Heimkehr der von der Sowjetunion geretteten Kunstschätze schrieben sie Ende der fünfziger Jahre die großen Bände „Das Dresdner Galeriebuch" und „Die Dresdner Kunstschätze". Darauf kam ein Brief, der sie besonders freute, denn Professor Sergej Tjulpanow teilte ihnen mit, daß die beiden marxistischen Monographien an der Leningrader Universität als Lehrbücher verwendet würden. Später hat Tjulpanow, ehemaliger Chef der Informationsabteilung der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland, in seinem Buch über deutsche Freunde und Genossen Ruth und Max Seydewitz ein Kapitel gewidmet, in dem er nicht nur mit Hochachtung von den Leistungen dieser beiden „Aktivisten der ersten Stunde" spricht, sondern auch von der Freude über ihre gemeinsame politische Arbeit im Jahre 1946, da Seydewitz Intendant des Rundfunks war. „Und", schreibt er weiter, „ich erinnere mich noch gut an unsere Begegnung in Leningrad bei der Übergabe der Bilder der Dresdner Gemäldegalerie an die Regierung der DDR, das heißt, an ihren Vertreter, das Delegationsmitglied Max Seydewitz..., wie auch an jene Liebe und Behut-

samkeit, mit der Max Seydewitz die Bilder ansah und sie berührte."
Internationales Aufsehen erregte 1963 ihrer beider dokumentarischer Bericht „Die Dame mit dem Hermelin" über den größten Kunstraub aller Zeiten, den die Faschisten in den von ihnen überfallenen Ländern Europas begangen hatten. Max Seydewitz ließ seiner Schilderung von der sinnlosen Zerstörung und dem mühevollen Wiederaufbau Dresdens „Die unbesiegbare Stadt" ein Buch zu ihrer Geschichte, Kunst und Kultur folgen, „Dresden – Musen und Menschen". Ein Teil des Wichtigen war jetzt getan, der achtzigste Geburtstag gefeiert und noch viel Kraft in ihm. So begann er sein Leben aufzuschreiben, von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart, mit reifem Urteil auch über Irrtümer und Niederlagen.

Begegnungen: Max Seydewitz (1. v. r.) überreicht Wilhelm Pieck das von ihm und seiner Frau Ruth geschriebene Buch über die Dresdner Gemäldegalerie. Max Seydewitz und Natalia Sokolowa während der Feier zum 400. Geburtstag der Dresdner Kunstsammlungen im Jahr 1960. Ruth Seydewitz mit dem dänischen Dichter Martin Andersen Nexö und seiner Frau Johanna (vorn links) 1950 in Dresden. (Fotos v. oben n. unten)

Gewerkschaftlich und in der sozialistischen Arbeiterjugend organisiert fand er 1910 den Weg in die Partei August Bebels. Nach dem Erlebnis des imperialistischen ersten Weltkrieges und voll Haß gegen den deutschen Militarismus gehörte er zu jenen Linken, die innerhalb der SPD dem verhängnisvollen Kurs ihrer rechten Führer Widerstand entgegensetzten. Als die Faschisten an die Macht kamen, reihte er sich sofort in den Widerstandskampf ein, wirkte im deutschen Volksfrontausschuß in Prag – wo er 1934 Mitglied der KPD wurde – und später in Schweden, hier war er auch in der Bewegung „Freies Deutschland" tätig. Ein Buch aus dieser Zeit und seiner Feder über die Große Sozialistische Oktoberrevolution, das 1937 im Prager Malik-Verlag herausgegeben wurde, sei ihm eines der teuersten: „Mein Bekenntnis zur Sowjetunion", worin er seine tiefe Verbundenheit und Freundschaft zum Lande und zur Partei Lenins bezeugte.
Ein Buch der Freundschaft, so könnte man die jüngste literarische Arbeit der Seydewitzens über „Unvergessene Jahre – Begegnungen" nennen, das 1985 erscheinen wird. Dabei lassen sie offen, wer von ihnen diese oder jene Begegnung hatte, längst ist aus dem „ich" ein „wir" geworden, und jede Freundschaft oder Bekanntschaft mit Staatsmännern, Künstlern, Kollegen, Genossen trug dazu bei, ihre vielseitige eigene Arbeit voranzubringen. Das sagen sie „Im Wort voraus". Und schreiben, daß es jeder Mensch versteht und daraus für sein eigenes Leben einen Gewinn hat: über Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl, Otto Buchwitz, Johannes R. Becher, Arnold Zweig, Kurt Barthel, Sergej Tjulpanow, Otto Nagel, Wilhelm Rudolph, Ludwig Renn, Johannes Dieckmann, Lea und Hans Grundig, Martin Andersen Nexö und viele andere, deren Herkunft, Entwicklung und Wirken sie warmherzig vorstellen. Manchmal verrät das Wie den weiblichen Autor, wenn sie über die zarte Frau in derben Männerstiefeln spricht, jene sowjetische Kunstwissenschaftlerin Natalia Sokolowa, die damals als Major der Roten Armee mit Soldaten die Gemälde aus ihren feuchten Grüften befreite, oder wenn sie ihr erstes Zusammentreffen mit Martin Andersen Nexö schildert. Erinnert sich auch an die Enttäuschung im Jahre 1946, als sie im Verlag „Neues Leben" dessen Bücher verlegen wollte, jedoch der Dichter ihre Bitte ablehnte. Es wäre nach all dem Unheil, das der Faschismus in den Köpfen der deutschen Jugend angerichtet hatte, noch zu früh, seine Werke zu veröffentlichen, vielleicht später einmal…
Ruth Seydewitz hat sich mädchenhafte Zartheit und erstaunliche Energie bewahrt, ist ein von vielen gesuchter Gesprächspartner, Brigaden und Schulklassen laden sie zu Lesungen. Ihr Buch „Wenn die Madonna reden könnte" erweist sich noch immer als ein Bestseller. Sie liebt Fragen, hält sich an kein Konzept, bereitet sich jedoch gut vor. Dann spricht sie frei und findet schnell Zugang zum Denken und Fühlen ihrer Zuhörer. Selten kommt sie also dazu, die Hände in den Schoß zu legen. Die von ihr zusammengestellte Ausstellung über die Dresdner Kunstschätze für die „Gesellschaft der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft", die ihr und ihrem Mann 1984 den Kunstpreis verlieh, fand großen Anklang. Beide wurden jetzt auch für ihr literarisches Lebenswerk mit dem Nationalpreis ausgezeichnet. „Glück", schrieb sie einmal, „Glück ist für mich auch, daß ich in einer Gesellschaftsordnung leben kann, in der ich die Möglichkeit habe, bis zu meinem letzten Atemzug das Dasein mitzugestalten…" Gar manches würde sie gern noch tun.

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)

Zusatzfotos: Archiv Seydewitz, B. Braun

Das Herzen-Haus

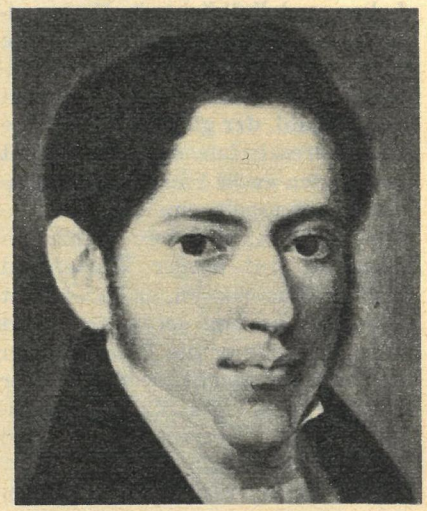
Moskau – Metropole voller Unrast und Elan. Eine Stadt, die sich täglich verjüngt und guten Traditionen verpflichtet fühlt. Wir wollen verweilen und in loser Folge Schauplätze mit Geschichte und Geschichten vorstellen, bekannte und weniger bekannte, die die Intimität einer Großstadt ausmachen.

Im Arbeitszimmer des „Kleinen Hauses" erzählte der Schauspieler Schtschepkin Herzen die tragische Geschichte, aus der „Die diebische Elster" entstand.

Auf dem Siwzew-Wrashek, der vielbesungenen Gasse des Arbat-Viertels, steht ein sorgfältig restauriertes Empirehaus. In diesem „Kleinen Haus" mit der Nummer 27 lebten Alexander Herzen und seine Frau Natalia von 1843 bis 1846 drei glückliche Jahre ihres unruhigen Lebens. Der Arbat, das sind auch die Gassen der Kindheit und Jugend Alexander Herzens. Nebenan, die Nummer 25, das „Große Haus" des Vaters Iwan Jakowlew. Am Twerskoi-Boulevard lernte er Natalia kennen. Und die Wlassjewski-Gasse ist mit seiner innigen, romantischen Jugendfreundschaft zu Nikolai Ogarjow verbunden. „Sein Herz schlug genauso wie meines, auch er hatte sich vom finsteren konservativen Ufer gelöst." Auf den Sperlingsbergen hatten beide im Angesicht des abendlichen Moskau geschworen, „unser ganzes Leben dem von uns erwählten Kampf zu opfern... Wir kannten nicht die ganze Stärke der Macht, gegen die wir antraten, aber wir nahmen den Kampf auf uns." Als sie sich 1843 in Moskau wiedersehen sollten, waren sie in tiefer Freundschaft verbunden, doch um die Erfahrungen der Verbannung gereift, der Romantik ledig.

Alexander Herzen 1845. In Moskau begann „jene schöne und tätige Periode der Großjährigkeit".

Natalia Herzen 1848. „Es können Verirrungen kommen, eine Leidenschaft, aber unsere Liebe wird bei alledem unversehrt bleiben."



Nikolai Ogarjow 1836. „Schreibe, wie an diesem Ort (auf den Sperlingsbergen) die Geschichte unseres Lebens... ihren Anfang nahm."

Auch die anrührende Beziehung Alexanders und Natalias, die sich gegen den Widerstand ihrer Familien nach einer richtigen Entführung heimlich hatten trauen lassen, war bis dahin schweren Prüfungen unterworfen. Ihr zweiter Sohn war in der Verbannung gleich nach der Geburt gestorben. Und Natalia sollte eine schmerzvolle Erfahrung durchmachen, als sie an der Unteilbarkeit der Liebe ihres Mannes zu zweifeln hatte. Als sie nach Moskau zurückkehrten, war ein innerer Kampf bestanden, und ihre Liebe sollte über alle Verluste und Unruhen hinweg bis an ihr Lebensende dauern.

Hier in Moskau fanden sie die alten Freunde wieder. Über die knarrende Stiege des neuen Heims am Siwzew-Wrashek kamen sie in das Obergeschoß, das Refugium Herzens: der Historiker Granowski, der Schauspieler Schtschepkin, Ogarjow, Turgenjew, Botkin, Tschaadejew und der streitbare Belinski. „Unser kleiner Kreis versammelte sich oft, bald bei dem einen, bald bei dem anderen, am häufigsten bei mir. Unter Plaudern und Scherzen, beim Abendessen und beim Wein vollzog sich ein äußerst tätiger und rascher Austausch von Gedanken, Neuigkeiten und Kenntnissen; jeder gab weiter, was er gelesen und erfahren hatte, Diskussionen verallgemeinerten die Ansichten, und das von jedem einzelnen Erarbeitete wurde zum Gemeingut aller.

Auf keinem Gebiet des Wissens, in keinem Zweig der Literatur und der Kunst gab es eine bedeutende Erscheinung, die nicht einem von uns in die Hände gefallen oder unter die Augen gekommen und nicht sofort allen mitgeteilt worden wäre."

Im Winter 1843/44 hält Granowski eine aufsehenerregende Vorlesungsreihe zum Thema „Das Mittelalter in Europa". Er spricht über die Entwicklungen der historischen Wissenschaften und den philosophischen Sinn der Geschichte. Herzen erzählt Granowski, wie sehr Natalia es bedauert habe, auf Grund ihrer Schwangerschaft die Vorlesungen nicht hören zu können. „An mir soll es nicht liegen", sagt der Freund. „Ich lese sie einfach für Natalia noch einmal." Wieder versammelten sich in Herzens Arbeitszimmer die engsten Freunde. Natalia sitzt in einen großen Sessel gelehnt, blaß, mit fiebrigen Augen, doch voller Dankbarkeit. Im vertrauten Kreis kann Granowski seine Gedanken noch deutlicher formulieren – ein Genuß für alle Beteiligten. Die Zusammenkünfte des „Herzen-Kreises" wurden für Alexander und seinen Freund Belinski zur Tribüne ihres Kampfes gegen Leibeigenschaft, Selbstherrschaft und Unterdrükkung der Persönlichkeit. Diese drei Jahre waren ein Höhepunkt im schöpferischen Leben Alexander Herzens. Hier entstanden seine Novellen „Die diebische Elster" und „Doktor Krupow", der Roman „Wer ist schuld?" sowie eine Reihe brillanter philosophischer Schriften wie „Dilettantismus in der Wissenschaft" und „Briefe über das Studium der Natur", in denen er sich mit Hegel und Feuerbach auseinandersetzte und einen kämpferischen Materialismus vertrat. Schmerzhaft empfand Herzen, daß sich seine Anschauungen und die Granowskis voneinander entfernten und der Zirkel durch Unstimmigkeiten auseinanderfiel. Er faßte diese Krise wie die untauglichen Versuche, mit den slawophilen Anhängern der Restauration eine Sprache zu finden, in die Worte: „Und wir blickten, wie Janus oder der zweiköpfige Adler, nach verschiedenen Seiten, während doch nur ein Herz in uns schlug." Der Tod seines Vaters bekräftigte den Entschluß, das Land zu verlassen.

Nicht viel ist aus jenen Jahren erhalten. Die Atmosphäre intensiver Arbeit und geistiger Auseinandersetzungen findet sich im heutigen Herzen-Museum im Arbeitszimmer des Obergeschosses. Zu dem Besucher aber, der sich von Herzens Memoiren fesseln ließ, wird jeder Platz in diesem Hause sprechen. *Lisa Klutschewskaja*

Fotos: Rachmanow, Archiv

Anton Tschechow

Die Schönen

Vor 125 Jahren, am 29. 1. 1860, wurde der russische Novellist und Dramatiker Anton Tschechow in Badenweiler geboren. Aus diesem Anlaß wählten wir aus dem bei Rütten und Loening erschienenen Band Meistererzählungen „Die Steppe" unseren Lesestoff in der Übersetzung von Ada Knipper und Gerhard Dick aus. Die beiden Kapitel der Erzählung „Die Schönen" gehen auf Eindrücke des Dichters aus seiner Gymnasiastenzeit und von einer Reise in den Süden Rußlands, die er 1887 unternahm, zurück. Sie ist Bestandteil seiner zweiten Schaffensperiode, die 1888 mit der Erzählung „Die Steppe" beginnt und sich im weiteren bedeutenden gesellschaftlichen Themen zuwendet.

Ich entsinne mich noch, wie ich als Schüler der fünften oder sechsten Gymnasialklasse mit meinem Großvater von dem Dorf Bolschaja Krepkaja im Dongebiet nach Rostow fuhr. Es war ein glühendheißer, zum Sterben langweiliger Augusttag. Von der Hitze und dem trockenen, heißen Wind, der uns Staubwolken entgegenjagte, klebten die Augen, und der Mund war wie ausgetrocknet. Man mochte weder schauen noch sprechen, noch denken, und jedesmal, wenn der vor sich hin dösende Kutscher, der Ukrainer Karpo, dem Pferd eins mit der Peitsche überzog und beim Ausholen meine Mütze traf, protestierte ich nicht, gab keinen Laut von mir, sondern blickte nur, aus dem Halbschlaf aufgewacht, verzagt und demütig in die Ferne, ob nicht durch den Staub hindurch ein Dorf zu sehen sei. Um die Pferde zu füttern, machten wir in dem großen armenischen Dorf Bachtschi-Salach bei einem reichen Armenier halt, mit dem mein Großvater bekannt war. Nie im Leben habe ich eine schlimmere Karikatur gesehen als diesen Armenier. Stellen Sie sich ein kleines, geschorenes Köpfchen vor mit buschigen, herabhängenden Augenbrauen, einer Vogelnase, einem langen grauen Schnurrbart und einem breiten Mund, aus dem eine lange türkische Kirschholzpfeife herausragt; das Köpfchen klebte ungeschickt auf einem hageren, gebeugten Körper, der in einem phantastischen Kostüm steckte, in einer roten Jacke mit kurzen Schößen und himmelblauen weiten Pluderhosen. Diese Gestalt schlurfte breitbeinig in Pantoffeln einher, nahm beim Sprechen nicht die Pfeife aus dem Mund und legte echte armenische Würde an den Tag – er lächelte nicht, glotzte nur und bemühte sich, seinen Gästen sowenig Achtung wie möglich zu erweisen.

In den Räumen des Armeniers gab es weder Wind noch Staub, doch es war dort ebenso unangenehm, schwül und langweilig wie in der Steppe und auf der Landstraße. Ich entsinne mich, wie ich, staubbedeckt und von der Hitze erschöpft, in der Ecke auf einer grünen Truhe saß. Die ungestrichenen Holzwände, die Möbel und der ockerfarbene Fußboden rochen nach trockenem, von der Sonne ausgedörrtem Holz. Wohin man auch sah, überall gab es Fliegen, Fliegen, Fliegen... Mein Großvater und der Armenier sprachen halblaut vom Viehweiden, vom Düngen und von den Schafen... Ich wußte, daß man den Samowar eine ganze Stunde lang aufstellen würde, daß der Großvater mindestens eine Stunde Tee trinken und sich dann für zwei Stunden schlafen legen würde, daß ich ein Viertel des Tages würde warten müssen, und danach kämen dann wieder Hitze, Staub und holprige Fahrwege. Ich hörte die beiden Stimmen flüstern, und mir wollte es auf einmal scheinen, ich sähe den Armenier, den Geschirrschrank, die Fliegen und die Fenster, durch die die Sonne hereinbrannte, schon seit langer Zeit und würde das alles noch bis in die ferne Zukunft sehen, und mich übermannte der Haß auf die Steppe, die Sonne und die Fliegen.

Eine Ukrainerin mit einem Kopftuch brachte auf einem Tablett Geschirr herein, danach einen Samowar. Ohne Eile trat der Armenier auf den Flur und rief: „Mascha! Komm Tee eingießen! Wo bist du? Mascha!"

Man hörte eilige Schritte, und ins Zimmer kam ein etwa sechzehnjähriges Mädchen in einem einfachen Kattunkleid, um den Kopf ein weißes Tüchlein. Sie stand mit dem Rücken zu mir, als sie das Geschirr abwusch und den Tee einschenkte, und ich bemerkte nur, daß sie eine schmale Taille hatte und barfüßig war; tief herabfallende Hosen bedeckten ihre nackten kleinen Fersen.

Der Hausherr lud mich zum Teetrinken ein. Als ich mich an den Tisch setzte, schaute ich dem Mädchen, das mir ein Glas reichte, ins Gesicht, und ich hatte plötzlich ein Gefühl, als streiche ein Windstoß über meine Seele und blase alle Eindrücke des Tages mit ihrer Langeweile und ihrem Staub hinweg. Ich erblickte die bezaubernden Züge des allerschönsten Gesichts, das mir je im Wachen oder Träumen begegnete. Vor mir stand eine Schönheit, das hatte ich blitzartig, gleich auf den ersten Blick, begriffen.

Ich bin bereit zu beschwören, daß Mascha eine wirkliche Schönheit war, aber beweisen kann ich es nicht. Manchmal drängen sich ungeordnet Wolken am Horizont, und die Sonne, hinter ihnen versteckt, bemalt sie und den Himmel mit allen möglichen Farben – purpurrot, orange, goldgelb, violett und schmutzig-rosa. Das eine Wölkchen sieht aus wie ein Mönch, das andere wie ein Fisch, das dritte wie ein Türke mit einem Turban. Ein feuriger Schein überzieht ein Drittel des Himmels, er spiegelt sich in dem Kreuz der Kirche und in den Fenstern des Herrenhauses, wird vom Fluß und den Wasserpfützen reflektiert und flackert in den Bäumen; weit in der Ferne fliegt vor dem Hintergrund des Abendrots ein Schwarm Wildenten, er sucht irgendwo ein Nachtlager... Der Hirtenjunge, der die Kühe heimtreibt, der Landmesser, der in seiner Kalesche über den Damm fährt, die promenierenden Herrschaften – sie alle schauen auf den Sonnenuntergang, und alle, ohne Ausnahme, finden ihn außerordentlich schön; aber niemand weiß und niemand kann sagen, worin diese Schönheit eigentlich besteht.

Nicht ich allein fand die junge Armenierin schön. Mein Großvater, ein achtzigjähriger Greis und harter Mann, den Frauen und den Schönheiten der Natur gegenüber gleichgültig, schaute eine ganze Minute lang Mascha zärtlich an und fragte:

„Ist das Ihre Tochter, Awet Nasarytsch?"

„Ja, das ist meine Tochter...", antwortete der Wirt.

„Ein hübsches Fräulein", bemerkte mein Großvater lobend.

Ein Künstler hätte die Schönheit der Armenierin als klassisch und streng bezeichnet. Sie war von jener Schönheit, bei deren Betrachtung man, Gott weiß woher, die Überzeugung gewinnt, man habe regelmäßige Züge erblickt, und Haare, Augen, Nase, Mund, Hals, Brust und alle Bewegungen des jungen Körpers erklängen in einem einzigen, harmonischen Akkord, bei dem die Natur nicht den geringsten Fehler begangen hat; man meint geradezu, eine ideal schöne Frau müsse geradeso eine Nase wie Mascha haben, ebenmäßig und mit einer leichten Krümmung, genauso große dunkle Augen, genauso lange Wimpern, einen genauso schmachtenden Blick; ihr lockiges schwarzes Haar und die Augenbrauen paßten zu der zarten weißen Farbe der Stirn und der Wangen wie das grüne Schilf zu einem stillen Flüßchen. Maschas weißer Hals war noch zart und ihre junge Brust schwach entwickelt, aber um sie aus Stein zu meißeln, müßte man wohl ein gewaltiges schöpferisches Talent besitzen. Man schaut, und allmählich wandelt einen die Lust an, Mascha etwas ungewöhnlich Angenehmes, Aufrichtiges, Schönes zu sagen, etwas ebenso Schönes, wie sie selber ist.

Anfangs war es peinlich und beschämend für mich, daß Mascha mich überhaupt nicht beachtete und die ganze Zeit zu Boden blickte; es kam mir so vor, als ob eine besondere Luft, glücklich und stolz, sie von mir trenne und eifersüchtig vor meinen Blicken verberge.

Das ist deshalb, dachte ich, weil ich ganz staubig und braungebrannt, weil ich noch ein Bub bin.

Dann aber vergaß ich allmählich mich selbst und überließ mich ganz dem Schönheitsempfinden. Ich dachte nicht mehr an die Langeweile der Steppe, nicht an den Staub, hörte nicht mehr das Gesumm der Fliegen und schmeckte nicht mehr den Tee; ich spürte nur, daß, durch den Tisch von mir getrennt, ein schönes Mädchen vor mir stand.

Auf mich wirkte die Schönheit irgendwie seltsam. Mascha erregte in mir kein Begehren, kein Entzücken und keine Wonne, sondern schwere, wenn auch angenehme Trauer. Diese Trauer war unbestimmt und verworren wie ein Traum. Ohne zu wissen warum, bedauerte ich mich, den Großvater, den Armenier und sogar das Mädchen, und mir war, als hätten wir alle vier etwas Wichtiges und Lebensnotwendiges verloren, das wir nie wiederfinden würden. Mein Großvater war ebenfalls in wehmütiger Stimmung. Er sprach nicht mehr vom Düngen und von den Schafen, sondern schwieg und blickte Mascha versonnen an.

Nach dem Tee legte sich der Großvater schlafen; ich verließ das Haus und setzte mich auf die Freitreppe. Wie alle Häuser in Bachtschi-Salach stand das Haus in der prallen Sonne; es gab weder Bäume noch Schutzdächer, noch Schatten. Der große Hof des Armeniers, ganz bewachsen mit Melde und Malven, war trotz der großen Hitze voller Leben und Fröhlichkeit. Hinter einem der niedrigen Flechtzäune, die hier und da den großen Hof zerteilten, wurde gedroschen. Rings um einen Pfahl, der genau in der Mitte des Dreschplatzes eingerammt war, liefen zwölf Pferde, die, aneinander gekoppelt, einen langen Radius bildeten. Daneben schritt ein Ukrainer mit langer Weste und breiten Pluderhosen, er knallte mit der Peitsche und schrie in einem Ton, als wolle er die Pferde reizen und mit der Macht prahlen, die er über sie besaß: „Aaah, ihr Verfluchten! Aaah... verrecken sollt ihr! Habt wohl Angst?"

Die braunen, weißen und scheckigen Pferde, die nicht begriffen, weshalb man sie zwang, immer im Kreise zu laufen und Weizenstroh zu pressen, liefen unwillig und nur

Illustration: Klaus Müller

mit Überwindung und bewegten gekränkt ihre Schweife. Unter ihren Hufen hervor trieb der Wind ganze Wolken goldener Spreu, wirbelte sie hoch und trug sie weit hinter den Zaun. Neben den hohen, frischen Getreideschobern arbeiteten Bauersfrauen mit Rechen und fuhren Karren hin und her; hinter den Schobern lief auf einem anderen Hof ebenfalls ein Dutzend solcher Pferde um den Pfahl herum, knallte ebenfalls ein solcher Ukrainer mit der Peitsche und machte sich über die Pferde lustig.

Die Stufen, auf denen ich saß, waren glühendheiß; aus dem dünnen Treppengeländer und den Fensterrahmen quoll infolge der Hitze hier und da Baumharz; in den Schattenstreifen unter den Stufen und unter den Fensterläden preßten sich rote Insekten aneinander. Die Sonne brannte mir auf Kopf, Brust und Rücken, aber ich bemerkte es nicht und fühlte nur, wie hinter mir im Flur und in den Räumen nackte Füße über den Holzfußboden stapften. Als Mascha das Geschirr abgeräumt hatte, kam sie die Stufen heruntergelaufen, wobei sie mich mit einem Windhauch streifte, und flog wie ein Vogel zu einem kleinen, verrußten Anbau, wahrscheinlich der Küche, von wo der Geruch gebratenen Hammelfleisches herüberwehte und zornige armenische Worte zu hören waren. Sie verschwand in der dunklen Tür, und statt ihrer erschien auf der Schwelle eine alte, bucklige Armenierin mit rotem Gesicht; sie trug grüne Pluderhosen. Die Alte war wütend und schimpfte auf jemanden. Kurz darauf erschien Mascha wieder auf der Schwelle, gerötet von der Küchenhitze und mit einem großen Laib Schwarzbrot auf der Schulter; unter der Last des Brotes malerisch gebeugt, eilte sie über den Hof zum Dreschplatz, sprang über den Zaun und verschwand, in eine Wolke goldener Spreu getaucht, hinter den Karren. Der Ukrainer, der die Pferde antrieb, senkte die Peitsche, verstummte und sah eine Minute lang schweigend zu den Karren hinüber; als dann das Mädchen wieder neben den Pferden auftauchte und über den Zaun sprang, verfolgte er sie mit den Augen und schrie in einem Ton, als sei er verärgert, die Pferde an: „Ach, krepiert doch, ihr Teufel!"

Die ganze Zeit hörte ich dann ununterbrochen die Schritte ihrer bloßen Füße, und ich sah, wie sie mit ernstem, besorgtem Gesicht über den Hof eilte. Bald lief sie die Stufen hinauf, wobei sie mich mit einem Windhauch streifte, bald in die Küche, bald auf den Dreschplatz, bald hinter das Tor, und ich konnte gar nicht so schnell den Kopf drehen, um ihr zu folgen.

Und je öfter sie mit ihrer Schönheit vor meinen Augen vorbeihuschte, desto größer wurde meine Wehmut. Ich bedauerte mich und sie und den Ukrainer, der sie jedesmal traurig mit den Blicken begleitete, wenn sie durch eine Wolke von Spreu zu den Karren eilte. War ich auf ihre Schönheit neidisch, oder bedauerte ich, daß dieses Mädchen nicht die meine war und niemals die meine werden würde und daß ich ihr fremd war, fühlte ich verwirrt, daß ihre seltene Schönheit zufällig, nicht notwendig und wie alles auf der Welt nicht von langer Dauer war, oder war meine Wehmut vielleicht jenes besondere Gefühl, wie es in einem Menschen durch den Anblick wirklicher Schönheit erregt wird – Gott allein weiß es!

Drei Stunden des Wartens waren unmerklich vergangen. Es wollte mir scheinen, ich hätte mich an Mascha noch gar nicht satt sehen können, als Karpo zum Fluß hinunterritt, das Pferd baden ließ und bereits wieder anspannte. Das nasse Pferd schnaufte vor Behagen und schlug mit den Hufen gegen die Wagendeichseln. Karpo rief es an: „Zuuu – rück!" Da erwachte der Großvater. Mascha machte uns das knarrende Tor auf, wir setzten uns auf den Wagen und fuhren aus dem Hof. Wir fuhren schweigend, als seien wir aufeinander böse.

Als nach zwei oder drei Stunden in der Ferne Rostow und Nachitschewan auftauchten, blickte sich Karpo, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, flink um und sagte: „Ein feines Mädel hat dieser Armenier!" Und er versetzte dem Pferd eins mit der Peitsche.

*

Ein andermal, ich war schon Student, fuhr ich mit der Eisenbahn nach dem Süden. Es war im Mai. Auf einer Station, ich glaube zwischen Belgorod und Charkow, verließ ich das Abteil, um auf dem Bahnsteig ein wenig auf und ab zu gehen.

Über dem Stationsgärtchen, dem Bahnsteig und dem anliegenden Feld lag schon der Schatten des Abends, den Bahnhof hüllte bereits die Dämmerung ein, doch an den Spitzen der Rauchschwaden, die von der Lokomotive aufstiegen und zart rosa getönt waren, konnte man erkennen, daß die Sonne noch nicht ganz untergegangen war.

Als ich den Bahnsteig entlangschritt, bemerkte ich, daß die Mehrzahl der promenierenden Reisenden neben einem Wagen der zweiten Klasse auf und ab ging und herumstand, und das mit einer Miene, als säße in diesem Wagen irgendein berühmter Mensch. Unter den Neugierigen, die ich neben diesem Wagen antraf, befand sich auch mein Reisegefährte, ein Artillerieoffizier, ein kluger Bursche, warmherzig und sympathisch wie alle, mit denen man unterwegs durch Zufall und für eine kurze Zeit bekannt wird.

„Was gibt's hier zu sehen?" fragte ich.

Er antwortete nicht und wies nur mit den Augen auf eine weibliche Gestalt. Es war ein junges Mädchen von etwa siebzehn oder achtzehn Jahren, in einem russischen Kostüm; sie war barhäuptig und trug eine Mantille, die sie sich nachlässig über eine Schulter geworfen hatte, sie schien keine Reisende zu sein, sondern die Tochter oder die Schwester des Stationsvorstehers. Sie stand neben dem Wagenfenster und unterhielt sich mit einer älteren Dame. Bevor ich mir noch darüber Rechenschaft ablegen konnte, was ich sah, wurde ich plötzlich von dem gleichen Gefühl übermannt, wie ich es seinerzeit in dem armenischen Dorf empfunden hatte.

Das Mädchen war eine außergewöhnliche Schönheit, daran zweifelten weder ich noch die anderen, die sie mit mir zusammen anschauten.

Wenn ich, wie es üblich ist, ihr Äußeres im Detail beschreiben soll, so war wirklich schön an ihr allein das wellige, dichte blonde Haar, das nur von einem schwarzen Bändchen zusammengehalten wurde; alles übrige aber war ent-

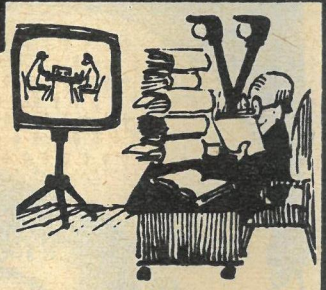
Fortsetzung Seite 41

Wenn der Untergebene mit dem Vorgesetzten Schach spielt, hat er schweres Spiel.
chinesisch

Tscherepanow, Moskau

Sattelt keine fremden Gedanken! Legt euch eure eigenen zu!
dagestanisch

Jeder Kluge findet einen Klügeren.
sorbisch

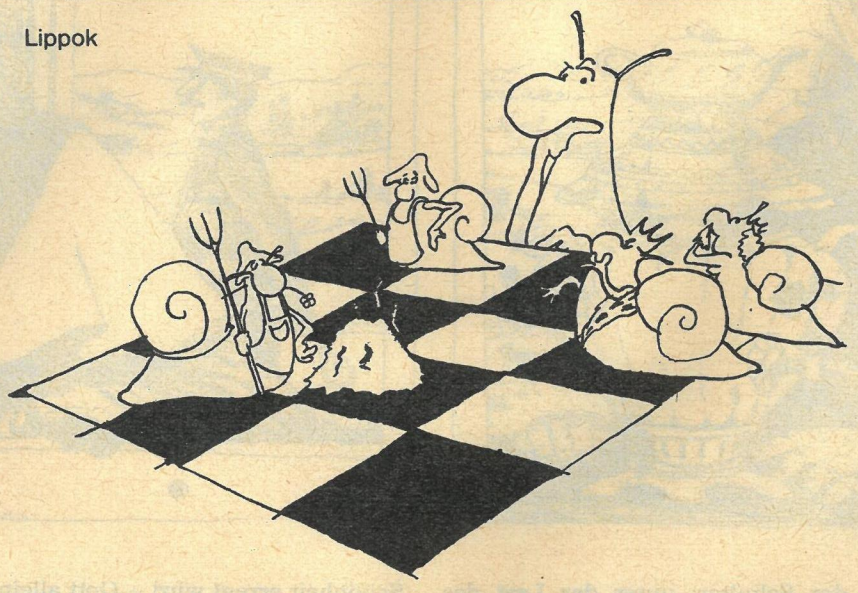


Surchan Gemasaschwili

Schach-Etüde

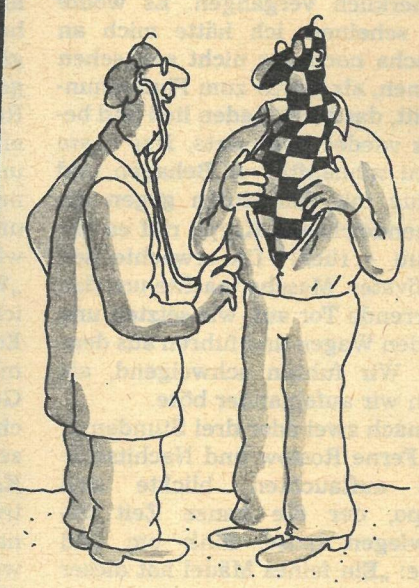
Die Sonne scheint und blendet unsere Augen. So hat man eine dunkle Brille erfunden, die sogenannte „Schwarze". Ich brachte diese nützliche Erfindung mit einem kaputten Bügel zum Meister, der sie reparieren sollte. Der betagte Meister mit einer Brille E 2... Entschuldigung, plus 2 natürlich, sah mich flüchtig an, und die Partie begann. „Sie reparieren doch Brillen?" tat ich den ersten Zug. „Das sehen Sie doch!" gab der Meister aggressiv zur Antwort. „Sind Sie in der Lage, diese Brille wieder benutzungsfähig zu machen?" tat ich den zweiten Zug.
„Ist das eine Import-Brille?" fragte er zurück. Er hatte schon begriffen, daß sein Partner nicht viel Initiative besaß und entschloß sich, der Sache auf den Grund zu gehen. „Ich weiß es nicht", antwortete ich. „Ha, das ist Ihre Brille, und Sie wissen es nicht!" Er tat einen unglaubwürdigen Zug und ging zur Verteidigung über. „Es ist ein Geschenk!" erfand ich. Der Meister ließ sich nicht

Lippok



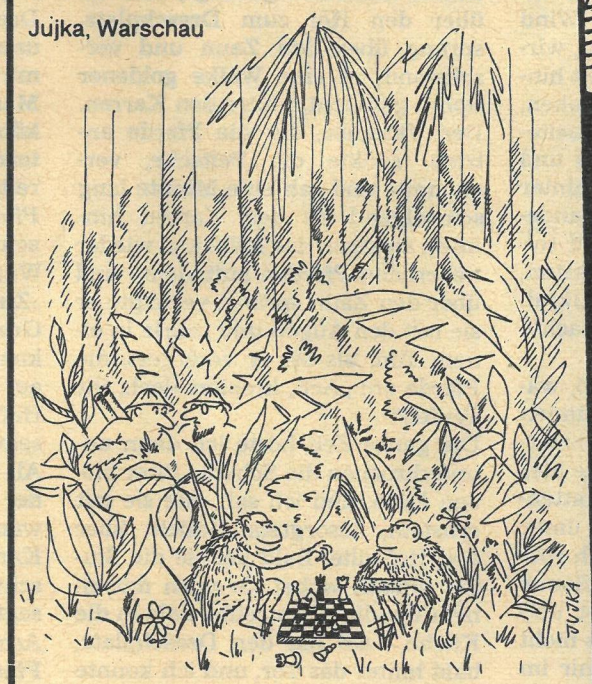
Schmidt

Steger



„Sie sollten das Schachspielen etwas einschränken!"

Jujka, Warschau



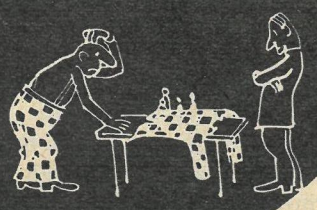
Wieder ist eine gute Partie in die Binsen gegangen!

2 Wochenspruch

Wer einem Schachspiel schweigend zusehen kann, ist wahrhaftig ein überlegener Mann.

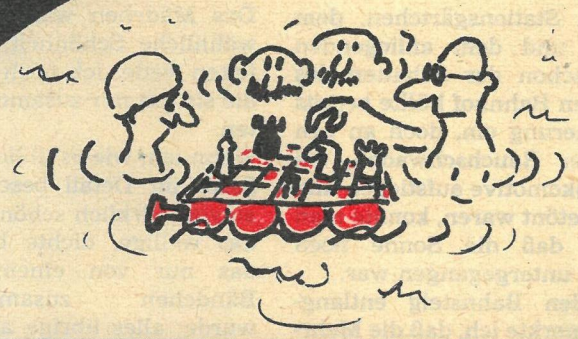
Zugzwang

O arme Familie
aus Halberstadt
im D-Zug nach Binz
auf Rügen!
Dem Schachspieler geht
es viel besser, der hat
die Wahl zwischen
mehreren Zügen.
Hansgeorg Stengel



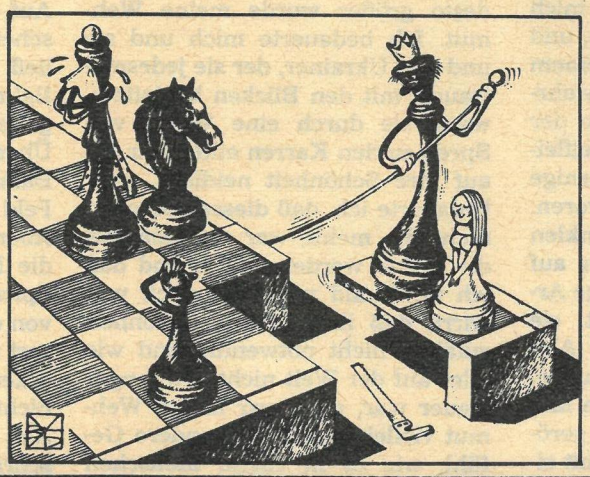
Sie tanzen nicht, / sie singen nicht, / sie spielen

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch



Dörck

Uborewitsch-Borowski, Moskau



Nichts auf der Welt ärgert uns so sehr wie ein Mensch, der weniger Intelligenz, aber mehr gesunden Menschenverstand hat als wir selbst.

Solange einer schweigt, weiß niemand, ob er lügt oder die Wahrheit spricht. Gamsatow Der Mensch

Sophokles — Nenne einen Gedanken nicht falsch, nur weil er dem deinen nicht entspricht. Gamsatow

Tscherepanow

Schachspieler sind perfekte Schauspieler in einer Rolle ohne störenden Text.

G. W. Heyse

Es gibt Eheleute, die lebenslänglich miteinander Schach spielen – und jeder mit einer einzigen Figur.

M. Hinrich

Kleinkariert will große Sprünge machen!

Er will seinen Gegner moralisch fertigmachen!

Neumann

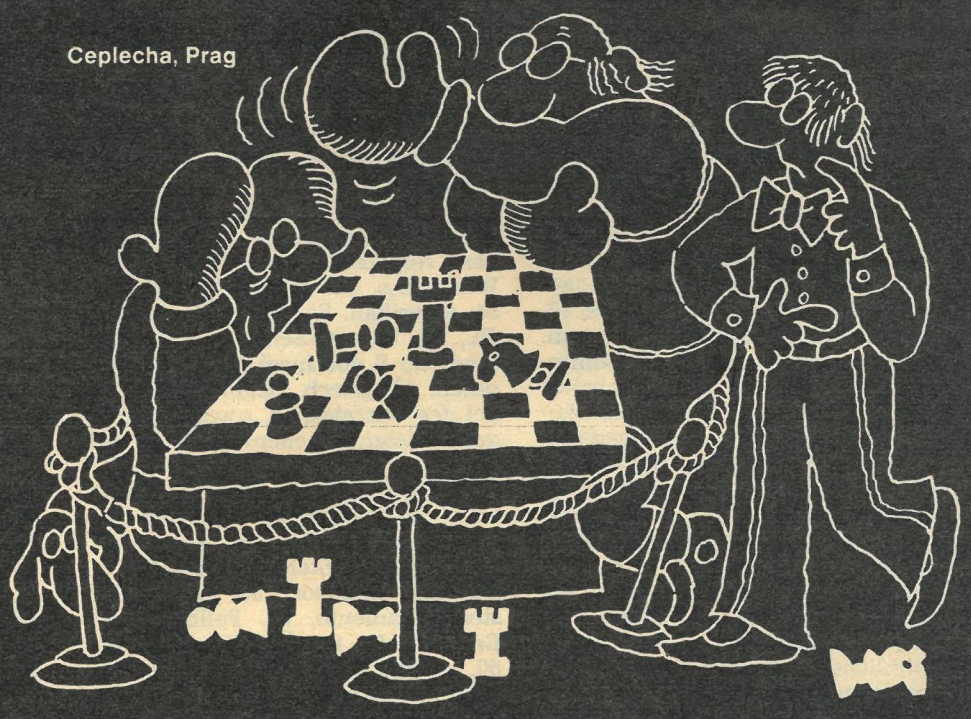
beirren und schloß folgende Kombination: „Aus Tbilissi ist sie jedenfalls nicht!" sagte er bestimmt und setzte damit die Qualität herab. Das Spiel wurde verwickelt. „Was hat es überhaupt für eine Bedeutung, woher die Brille stammt?" In meiner Lage war das ein sehr schwacher Zug. Der Meister nutzte meinen Fehler glänzend aus und begann, mich methodisch einzuengen. „Ich muß einen Importbügel besorgen und auch einen besonderen Kleber!" Das war schon ein Schach! „Gut, was wird es kosten?" Diesen Zug konnte man wiederum nicht als gelungen bezeichnen. Der Meister begann seine Kombination, mich in drei Zügen verlieren zu lassen. „Zwei Rubel!" „Waas?" Dieser Zug bedrohte ernstlich meine Situation, meine Königin!" „Ja, was glauben Sie denn? Denken Sie, ich kann Geld zum Fenster rauswerfen?" „Das weiß ich nicht!" Wunderbar gespielt! Er tat einen leichten, aber wohlüberlegten Zug und stärkte damit seine Position. „Gut, aber dafür möchte ich zwei neue Bügel haben." Bevor ich verlor, opferte ich meinen Ehrgeiz. Kaltherzig begegnete er meinem Opferwillen, spielte in ausgezeichneter Form seine Partie: „Der zweite Bügel braucht nicht ausgewechselt zu werden, aber wenn Sie unbedingt wollen, müssen Sie vier Rubel bezahlen!" Das Spiel näherte sich seinem Ende. Wirklich, noch war ich nicht schachmatt, aber auf dem Brett standen kaum noch Figuren, die mir gehörten!

„Wo haben Sie die Preisliste?" Das war ein sinnloser, unüberlegter Schachzug. „Das Beschwerdebuch darf es wohl nicht sein?" So beantwortete er meine kleine Drohung. Um die Partie endgültig zu verlieren, brauchte ich nur noch einen Zug auszuführen, und das tat ich. „Ich werde mich beschweren!"

Das Spiel war zu Ende. Ich räumte dem Gegner ein, einen letzten Schlag gegen mich zu führen. Er ging zum vertraulichen Du über! „Beschwere Dich! Aber in schriftlicher Form!" Er gab mir meine Brille zurück. „Aber schön leserlich schreiben!"

Aus dem Russischen von Kyra Reichardt

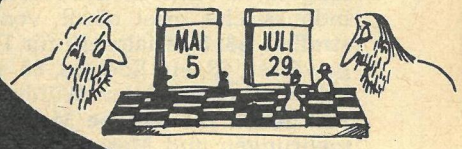
Ceplecha, Prag

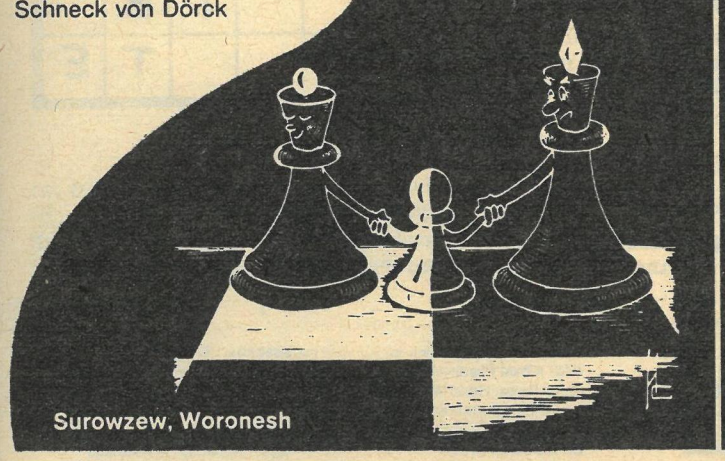


Rochard, der Hänge-Party-Schneck von Dörck

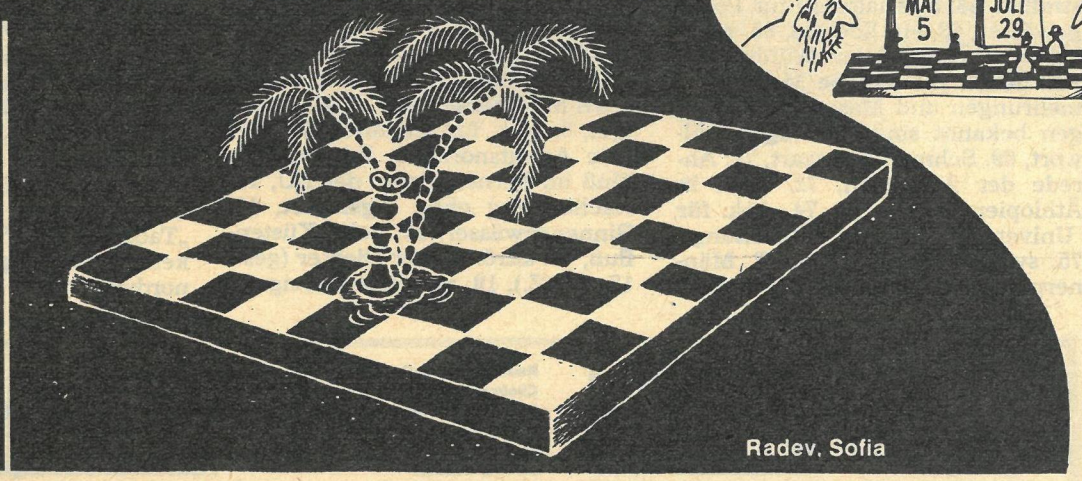
schweigend. / Ob sie wohl auch lachen können?

Randinschrift eines alten russischen Vierschachbretts



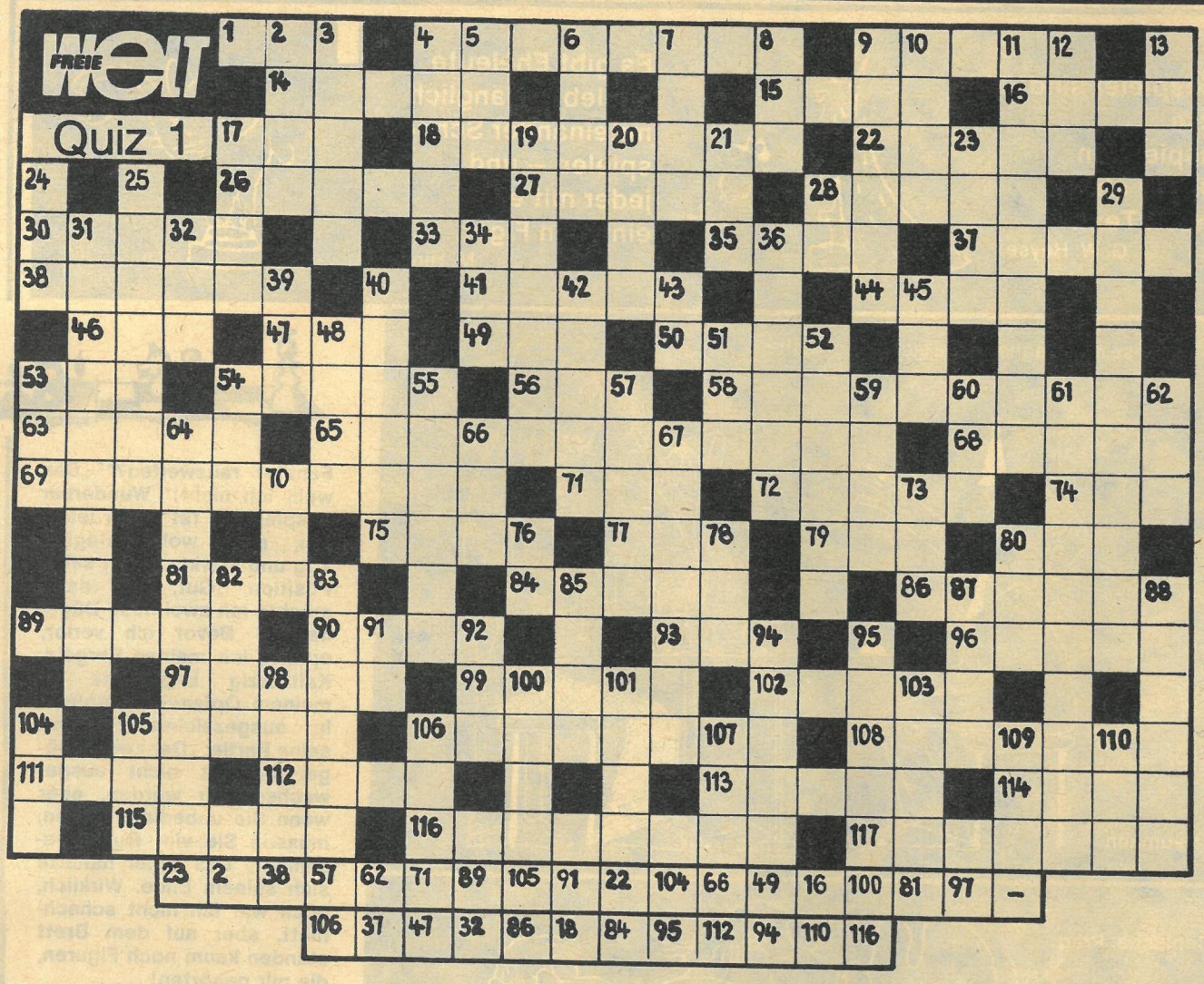


Surowzew, Woronesh



Radev, Sofia

beginnt zu philosophieren, wo er das erste Mal erstaunt. Aristoteles — Das beste Spiel wird mal zuviel.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. jugoslaw. Adriainsel, 4. in der UdSSR Bezeichnung für eine lange gerade Straße, 9. Wohnbau der mittelalterlichen Burg, 14. Bezeichnung f. d. Moskauer U-Bahn, 15. Vorname des Komponisten Chatschaturjan, 16. Körperteil, 17. Großmutter, 18. große Raubtiere der Nordpolargebiete, 22. svw. Sauce, 26. Komponist der Oper „Rigoletto", 27. Stadt im Landkreis Jena (Porzellanfabrik), 28. ein Singvogel, 30. Ort östl. von Tbilissi/Georgien, 33. belgischer Badeort, 35. Havel-Nebenfluß, 37. deutscher Bildhauer (1777–1857), 38. spanische Stadt südl. von Madrid, 41. männl. Verwandter, 44. griech. Schriftsteller (um 315–240 v. u. Z.), 46. dichterisch: Löwe, 47. weibl. Stimmlage, 49. Titelgestalt bei Alex Wedding, 50. Okanebenfluß, 53. griech. Hirtengott, 54. russisch: See, 56. kleine indonesische Insel nördl. von Australien, 58. Spezialschiff für Polargewässer, 63. ein Edelgas, 65. nördlichste Vertreter der Wühlmäuse, von denen periodische Massenvermehrungen und Massenwanderungen bekannt sind, 68. engl. Zahlwort, 69. Schmetterlingsart, 71. Anrede der 2. Person, 72. Volk in Äthiopien und Kenia, 74. Abk. für Universitätsgewerkschaftsleitung, 75. svw. Impfstoff (Mz.), 77. Männername (Kurzf.), 79. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 80. Irtysch-Nebenfluß westl. von Semipalatinsk, 81. Fluß in Spanien, 84. Gaststätte, 86. russ. Mädchenname, 89. Sängervereinigung (Mz.), 90. ein synthetischer Kautschuk, 93. jugoslaw. Stadt in Serbien, 96. Sandgebiet im Hinterland der Nordsee, 97. Fluß im Kaukasusvorland, 99. span. Männername, 102. männl. Stimmlage, 105. Betreuer und Bewacher von Tierherden, 106. Meeres-Säugetiere mit zu Hauern umgestalteten oberen Eckzähnen, 108. Verfahren der spanlosen Verformung von Metallhalbzeugen, 111. Liebesgott, 112. Fixstern, dessen Helligkeit plötzlich stark ansteigt, 113. autonomes Gebiet im SW der VR China, 114. griech. Buchstabe, 115. sowj. Schriftsteller („Ein ungewöhnlicher Sommer"), 116. svw. Verrenkung (latein.), 117. poln. Historiker und fortschrittl. Politiker, der mit Marx und Engels befreundet war (1786–1861).

Senkrecht: 2. Nährmutter, 3. französ. histor. Landschaft im westl. Pyrenäenvorland, 4. in Geld ausgedrückter Wert einer Ware, 5. französisch: König, 6. altsemit. Königreich in Südarabien, 7. engl. Adelstitel, 8. Abk. für technisch begründete Arbeitsnorm, 9. Edelrost, 10. Fluß im Fernen Osten der SU, 11. Nachbildung ohne Eigenwert, 12. Binnengewässer, 13. poln. Küstenfluß, 17. altrömischer Dichter (gest. 17 v. u. Z.), 19. anstößiges Ereignis; Aufsehen, 20. Blütenstand, 21. englisch: Ohr, 23. Drama von Ibsen, 24. englisch: Katze, 25. zentralasiat. Fluß zum Baikalsee, 28. ludolfsche Zahl, 29. flugfähiger Wasservogel der Nordpolargebiete, 31. svw. Weißfuchs, 32. svw. ungebraucht, 34. amerikan. Schriftsteller des 19. Jh., 36. Meeres-Schwarmfisch, 39. Stadt im S der Insel Luzon/Philippinen, 40. griech. Sagenkönig, Enkel des Tantalos, 42. sowj. Schachgroßmeister, 43. chem. Zeichen für Lutetium, 45. svw. selten, 48. poln. Fluß zur Ostsee, 51. Tau z. Aufholen d. Gaffelsegel, 52. Wohnsitz des Göttergeschlechts der Asen, 53. poln. Nachrichtenagentur (Abk.), 54. engl. Zahlwort, 55. größte Tasteninstrumente, 57. Fellboot der Eskimos, 59. ungar. Männername, 60. griech. Buchstabe, 61. grenznahe südost-polnische Stadt am Bug, 62. Abk. für Relation, 64. musik. Eröffnungsstück, 66. Wurfspieß, 67. südargentinische Stadt (westl. der Hafenstadt Bahia Blanca), 70. geolog. Stufe der alpinen Trias, 73. Ausguck, 76. chem. Zeichen für Aluminium, 78. Fluß im südöstl. Kasachstan, 80. niederdeutsch svw. Eule, 82. bestellte Gartenfläche, 83. Oper von C. M. von Weber, 85. musikal. Bühnenwerk, 87. indische Stadt mit dem weltbekannten Mausoleum „Tadsch Mahal", 88. i. d. Musik: an keine Tonart gebunden, 91. Ort nordwestl. von Nishneudinsk/Krai Krasnojarsk, 92. Mädchenname, 94. Name einer Freundin Goethes, 95. Eiland, 98. italien. Maler des 17. Jh., 100. immergrünes Stechhülsengewächs, 101. staatl. Allunionsstandard in der UdSSR (russ. Abk.), 103. mittelhochdeutscher Dichter aus Hessen (12. Jh.), 104. früherer russischer Herrschertitel, 105. Raum dicht beim Haus, 106. größtes Meeressäugetier, 107. russisch: hundert, 109. strikte Verneinung, 110. französisch: Sommer.

Ein russischer Admiral und Polarforscher bereiste 1820/24 die sibirische Polarmeerküste und trug als erster das später nach ihm benannte Eiland in die Landkarte ein. Der Name dieser Insel und die ihr von der Sowjetunion verliehene Besonderheit zum Schutz gefährdeter Tierarten bilden die Lösungswörter dieses Rätsels.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 1 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 6. Februar 1985 (Datum des Poststempels). Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 5/1985 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. Preis	25,– Mark

Füllrätsel

1. Teil des Eßgeschirrs, 2. Bahnradfahrer mit Schrittmacher, 3. Sprache der alten Römer, 4. Helfer in höchster Not, 5. umgangssprachlich svw. Bankrott, Zahlungsunfähigkeit.

Die dritten Buchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 5 – ergeben die Bezeichnung für den Angehörigen eines Volkes im Westen der UdSSR.

1 T	E				
2	T	E			
3		T	E		
4			T	E	
5				T	E

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe dadurch ergeben:

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

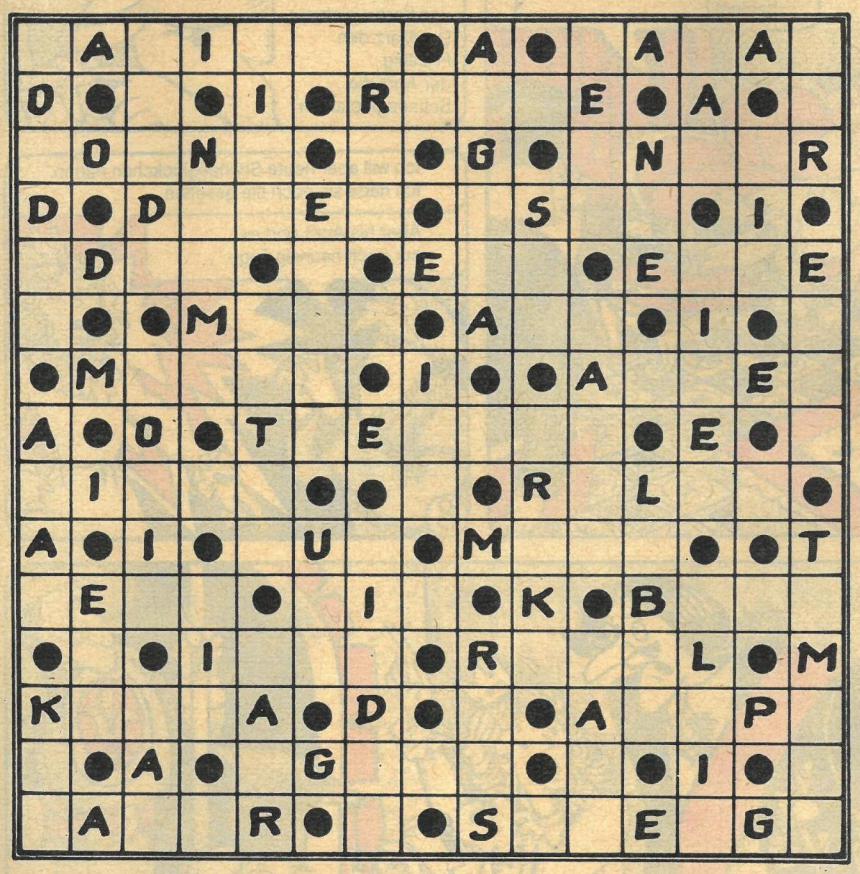
Kultur: Helmut Zemke i. v.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

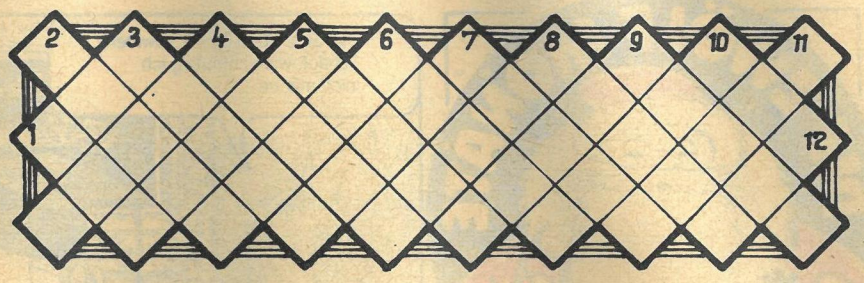
Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Meier – Pakt – Mauer – Brut – Marne – Pfad – Aarau
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines bedeutenden deutschen Dichters, der von 1729 bis 1781 lebte.

Kreuzgitter

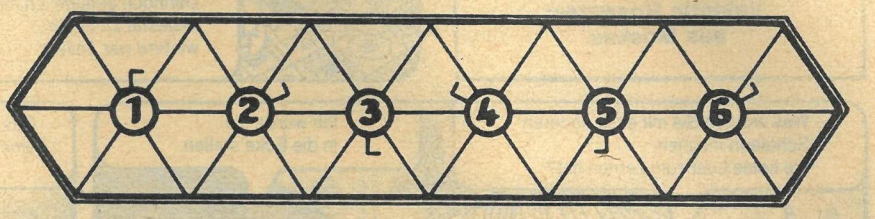
Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Dorfwiese, 2. feingeschliffenes Stahllineal, 3. italien. Physiker und Astronom (gest. 1642), 4. Planet, 5. Augendeckel, 6. Forstschädling, 7. Asiat, 8. einjähriges Pferd, 9. russ. Mädchenname, 10. Blütenstand, 11. weibl. Stimmlage, 12. Heidekraut, 13. japan. Heiligtum bei Osaka, 14. Herbstblume, 15. Stadt a. d. Donau/BRD, 16. peruanische Währungseinheit, 17. Gestalt der Französischen Revolution, 18. deutscher Maler (1777–1810), 19. griech. Buchstabe, 20. Biene, 21. roter Farbstoff, 22. finnischer Langstrekkenläufer früherer Jahre, 23. Singvogel, 24. Staat in Vorderasien, 25. Zuckerrohrbranntwein, 26. vertontes Gedicht, 27. schmales venezianisches Ruderboot, 28. Alpenhirt, 29. Mädchenname, 30. kraterförmige Senke, 31. Literaturkritiker der DDR (gest. 1954), 32. jugoslaw. Adriainsel, 33. Stadt südl. von Prag, 34. spanischer Fluß, 35. Bewegungsform der Materie, 36. sowj. Schwarzmeerkurort, 37. afrikan. Strom, 38. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 39. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 40. enganliegendes Leibchen, 41. Stern im Sternbild Orion, 42. svw. Schauspieler, 43. südamerikan. Tee, 44. Fluß zum Baikalsee, 45. Mädchenname, 46. Laubbaum, 47. Rechtschreibebuch, 48. oberitalien. Weinbaustadt, 49. engl. Bauernführer des 16. Jh., 50. strikte Verneinung, 51. Triebkraft, 52. Wagenteil, 53. Abfluß des Baikalsees, 54. engl. Polarforscher (gest. 1862), 55. Hauptmeister der Renaissancebildnerei, 56. Schwur, 57. Nebenfluß der Kura, 58. Bestandteil pflanzl. und tierischer Öle und Fette, 59. Fulda-Nebenfluß, 60. Männername, 61. großer Eingang, 62. längster Fluß Zentralasiens.





Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Stadt in Marokko, 2. Mandelkonfekt, 3. Büchergestell, 4. Niederschlag, 5. deutscher Arbeiterführer (gest. 1913), 6. Lichtwellenverstärker, 7. geometrische Figur, 8. Spaltwerkzeuge, 9. Sprache oder Dichtung in ungebundener Form, 10. in der russischen Sprache: drei. **Von der Zahl nach links unten:** 3. Leumund, 4. deutscher Komponist (gest. 1916), 5. deutscher Bildhauer (gest. 1911), 6. Vermächtnis, 7. isolierte elektr. Mehrfachleitung, 8. Bodenreinigungsgerät, 9. Wasserstandsanzeiger, 10. Geburtsort von Karl Marx, 11. stiller Zorn, 12. japan. Heiligtum bei Osaka.



Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:
1. Treibstoff, 2. Linie, die das Gesamtgebiet eines Staates umfaßt, 3. französ. Schriftsteller des 18. Jh., 4. schräge Stütze, 5. Mensch, Bürger, 6. Abzug bei Barzahlung.

Die Buchstaben in den oberen Feldern ergeben den Namen einer Stadt an der Angara.

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Endbuchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Leck – Norm – Ader – Regen – Gras – Tang – Altan – Tor – Rost – Hase – Kalb – Pole – Band
Die neuen Endbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für die schwerste Form der Sinnestäuschung.

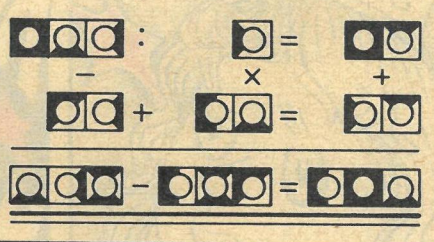
Schach

Scheinopfer übertrieben

FRANZÖSISCH, Abramovic–Farago: **1. e4 e6 2. d4 d5 3. Sc3 Lb4 4. e5 Se7 5. a3 L:c3+ 6. bc c5 7. Sf3 Da5 8. Dd2 Sbc6 9. a4 Ld7 10. Le2 f6 11. La3 cd 12. cd D:d2+ 13. K:d2 Sf5 14. Thb1! b6 15. c3 Sa5 16. Lb4 Sc4+ 17. Ke1 Kf7 18. Sd2 fe 19. L:c4 dc 20. S:c4 ed 21. Se5+ Ke8 22. ab! ba 23. T:a5 a6 24. g4 Sh4 25. La3 dc?! 26. T:a6!** (In schwerer Bedrängnis hat der Nachziehende dieses Scheinopfer übersehen; der Turm darf wegen Matts nicht geschlagen werden) **26. ... Td8 27. Tb7 Sg6 28. S:d7 T:d7 29. Ta8+ Td8 30. T8a7 c2 31. Tc7 h5 32. g5 h4 33. T:c2 Sf4 34. T2c7 Sd5 35. T:g7 Schwarz gab auf.**

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Auflösungen aus Heft 1/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Wolgograd, 7. Amiens, 10. Kreis, 13. Ornis, 16. Tomsk, 17. Senat, 18. Pietà, 19. Dollen, 22. Aus, 23. Eboli, 25. Sau, 27. Lek, 28. Egeln, 31. Erz, 33. Näkten, 36. Lamelle, 40. Ili, 41. Araber, 44. Arm, 46. Mogok, 49. Ballett, 53. Reblaus, 56. Karenin, 58. Talmi, 60. Trabant, 61. Niesel, 65. one, 66. Chose, 69. Nogat, 71. Erl, 72. Martha, 74. Chacona, 77. Altai, 78. Lanthan, 81. General, 84. Trionto, 87. Hils, 88. Ras, 89. Laufen, 92. Ria, 94. Asphalt, 98. Rennen, 102. Hus, 104. Erker, 107. Poe, 108. Aal, 110. Erika, 112. Pas, 113. Mellit, 114. Ellen, 115. Gosse, 116. Sisal, 117. Ziese, 118. Altan, 119. Kanute, 120. Karaganda.
Senkrecht: 1. Watte, 2. Lampe, 3. Orkan, 4. Russe, 5. Donez, 6. Anton, 7. Aspik, 8. Isère, 9. Nias, 11. Rolle, 12. Sen, 14. Rab, 15. Adua, 20. Lel, 21. Eklat, 24. Lärm, 26. Alibi, 29. Ger, 30. Lob, 32. Real, 34. Taganrog, 35. Nike, 37. Mal, 38. Are, 39. Amur, 41. Automat, 42. Aller, 43. Erich, 45. Rate, 47. Oka, 48. Ort, 50. Anna, 51. Lee, 52. Tallinn, 54. bio, 55. Sachalin, 57. neo, 59. Ana, 62. Itala, 63. Setif, 64. Era, 67. Halt, 68. San, 69. Nana, 70. gar, 73. TRO, 74. Chi, 75. Ans, 76. Nerz, 79. Aorta, 80. Thar, 82. Esau, 83. Ale, 85. Rispe, 86. NVA, 90. Uhr, 91. Ene, 93. Ner, 95. Pol, 96. Helga, 97. Latz, 99. Erlau, 100. Nenze, 101. Niger, 102. Hašek, 103. Speer, 104. Essig, 105. Kasan, 106. Rilla,, 109. Lena, 111. Kos, 113. Moa.
Kreuzgitter. Waagerecht: Melk (76), Damm (17), Amme (2), Sibelius (66), Aar (4), Trema (78), Stil (70), Espe (22), Spee (68), Eltern (24), Attest (6), Riviera (59), Geza (28), Ate (8), Talk (81), Radi (63), Ina (34), Goa (30), Irmgard (37), Ira (39), Boa (15), Ion (41), Libelle (46), neo (52), Nef (51), Ilse (35), Gast (32), Ufa (85), Rate (60), Areopag (11), Toller (83), Andrea (13), Rohr (65), Stab (72), Raab (61), Talmi (79), Eni (26), Novellen (54), Lein (48), Sode (67), Niet (53).
Senkrecht: Mir (75), Ebert (19), Lem (47), Klasse (42), Duse (18), Aster (7), MALEV (73), Arete (12), Elen (27), Stoa (69), Sera (71), Prater (57), PTZ (58), Lie (49), Tran (82), Egk (23), Indianer (38), Arabella (5), Till (80), Laib (43), Ir (40), Ego (25), Gal (29), Mio (77), Anna (14), Duft (16), Ren (62), Infant (36), Li (45), Esse (20), Gel (33), Arda (3), Poe (56), Ath (10), Torten (84), Erben (21), Paris (55), Grand (31), Lille (44), Ruin (64), Asyl (1), Oboe (50), Ali (9), Met (74).
Rätselpyramide: 1. Ob, 2. Bor, 3. Robe, 4. Sorbe, 5. Oberst, 6. Borsten.
Silbenrätsel: 1. Allee, 2. Käufer, 3. Schöffe, 4. Keramik, 5. Prawda, 6. Alter, 7. Wilde, 8. Schienen, 9. Oktjabr, 10. Messer, 11. Siele, 12. Atlas, 13. Attraktion, 14. Römer, 15. Starter, 16. Regel, 17. Stichel, 18. Assistent. – „Lächerlichkeit tötet sicherer als jede Waffe."
Vom Kern zum Wort: 1. Nebelung, 2. Eisenhut, 3. Untertan, 4. Jemeljan, 5. Akademie, 6. Hellenen, 7. Romantik. – Neujahr.
Buchstabentausch: Reif, Ster, Bau, Leck, Hast, Peso, Mars, Dame. – Fruktose.
Einer fehlt: Qual(m), Wand(a), Ente(r), Tang(o), Bor(n), Laut(e). – Marone.
Umstellrätsel: Lido, Eber, Nagel, Isère, Niere, Granne, Regen, Amur, Dame. – Leningrad.
Raten und Rechnen: 7452 : 81 = 92 / – × + / 1671 + 49 = 1720 / 5781 – 3969 = 1812

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

DIE ZWÖLF MONATE

Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

1
Das Schreiben ist mir zuwider. Schaut, wie schmutzig ich mich mache...
Die Bäume
Dennoch erlaube ich mir, Majestät zu bitten, weitere vier Zeilen

2
Na gut, diktieren Sie!

3
Die Bäume schlagen aus, die liebe Sonne lacht.
Ich schreibe nur: Die Bäume schlagen aus

4
Also rechnen wir. Meine alleruntertänigste Frage: Wieviel ist sieben mal acht?
Das hat mich nie interessiert!

5
Was würden Sie mit einer anderen Schülerin machen, die keine Lust zum Lernen hat?
Ich würde sie in die Ecke stellen.
Wenn Sie nicht immer mit mir streiten würden! Was ich auch sage, immer heißt es: Falsch! Erzählen Sie etwas Interessantes!

6
Das Jahr besteht aus zwölf Monaten. Sobald einer zuendegeht, kommt der nächste.
Wenn ich nun will, daß der April schon jetzt beginnt?

7
Warum? Die Wintermonate bringen uns Neujahrstanne, Schlittschuhlauf und Karnevalsfeste. Der März den Frühling, der April die Schneeglöckchen.

8
Ich will aber heute Schneeglöckchen haben. Ich habe sie noch nie gesehen.
Aber bis April sind es nur noch neunzig Tage...

9
Morgen zum Neujahrsempfang will ich Schneeglöckchen haben!

10
ABER die NATURGESETZE...

11
Ich erlasse ein neues Naturgesetz!

12
Schreiben Sie: Dem, der mir einen Korb Schneeglöckchen bringt, schenke ich soviel Gold, wie sein Korb faßt!

Die Schönen

Fortsetzung von Seite 35

weder unregelmäßig oder sehr gewöhnlich. War es ihre besondere Art zu kokettieren, oder rührte es von ihrer Kurzsichtigkeit her – jedenfalls kniff sie die Augen ständig zusammen; die Nase war leicht aufgestülpt, ihr Mund klein, ihr Profil schwach und wenig ausgeprägt, die Schultern schmaler, als es ihrem Alter entsprach. Trotzdem machte das Mädchen den Eindruck einer wirklichen Schönheit, und wie ich sie so anschaute, konnte ich mich überzeugen, daß ein russisches Gesicht, um schön zu erscheinen, keiner strengen Regelmäßigkeit bedarf, mehr noch – würde man diesem Mädchen statt der aufgestülpten Nase eine andere, ebenmäßig geformte und plastisch einwandfreie ansetzen, eine solche, wie sie die junge Armenierin besaß, ihr Gesicht hätte sicher seinen ganzen Reiz eingebüßt.

Während das Mädchen am Fenster stand und sich unterhielt, krümmte es sich zusammen, als fröstele es sie in der abendlichen Feuchtigkeit. Sie sah sich immerzu nach uns um, stemmte die Arme in die Seiten oder hob die Hände, um das Haar zu ordnen, sie redete, lachte, und auf ihrem Gesicht malte sich bald Erstaunen, bald Schrecken, und ich kann mich an keinen Augenblick erinnern, an dem ihr Körper und ihr Gesicht sich im Zustand der Ruhe befunden hätten. Das ganze Geheimnis und der Zauber ihrer Schönheit lag gerade in diesen kleinen, unendlich eleganten Bewegungen, in ihrem Lächeln, ihrem Mienenspiel, den flinken Blicken, die sie auf uns warf, in dem Zusammenklang der feinen, grazilen Bewegungen mit der Jugend, der Frische und der Reinheit ihres Herzens, die in ihrem Lachen und ihrer Stimme mitschwang, und in der Schwäche, die wir bei Kindern, Vögeln, jungen Hirschen und jungen Bäumen so lieben.

Das war die Schönheit eines Falters, zu der ein Walzer, das Herumflattern in einem Garten, Lachen und Heiterkeit so gut passen und mit der ernste Gedanken, Trauer und Ruhe nichts gemein haben, und es brauchte wohl nur ein starker Wind über den Bahnsteig zu wehen oder Regen zu geben, damit der zerbrechliche zarte Körper plötzlich dahinwelkte und die kapriziöse Schönheit von ihm abfiel wie Blütenstaub.

„Tja…", murmelte der Offizier seufzend, als wir uns nach dem zweiten Klingelzeichen zu unserem Abteil begaben.

Was dieses „Tja" bedeutete, vermag ich nicht zu beurteilen.

Vielleicht war ihm beklommen zumute, und er mochte sich nicht von dem schönen Mädchen und dem Frühlingsabend trennen und zurück in den stickigen Wagen gehen, vielleicht aber taten ihm, wie auch mir, unwillkürlich die Schöne, er selbst, ich und alle Reisenden leid, die matt und unwillig zu ihren Abteilen schlenderten. Als der Offizier an dem Fenster des Stationsgebäudes vorüberging, hinter dem an seinem Apparat ein blasser rothaariger Telegrafist mit hohem Lockenschopf, fahlem Gesicht und vorstehenden Backenknochen saß, da seufzte er und meinte:

„Ich wette, dieser Telegrafist ist in das hübsche Ding da verliebt. Inmitten der Steppe unter einem Dach mit diesem ätherischen Geschöpf zu wohnen und sich nicht zu verlieben – das geht über die menschliche Kraft. Und was für ein Unglück ist es, mein Freund, was für ein Hohn, gebeugt, zerzaust, unscheinbar und dabei anständig und nicht auf den Kopf gefallen zu sein und sich in dieses hübsche, dümmliche Mädchen zu verlieben, das ihm nicht die geringste Beachtung schenkt! Oder noch schlimmer: Stellen Sie sich vor, dieser Telegrafist ist verliebt und gleichzeitig verheiratet, und seine Frau ist genauso gebeugt, zerzaust und anständig wie er selbst… Welch eine Qual!"

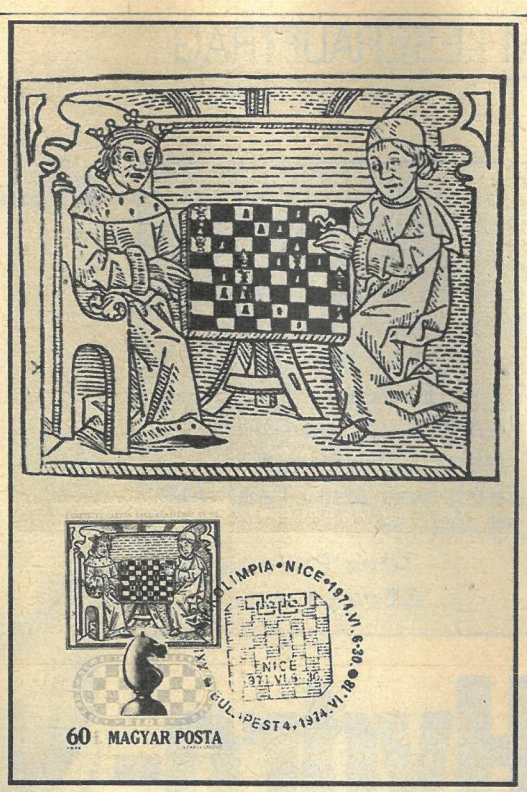
Neben unserem Wagen, auf das Geländer der Plattform gestützt, stand der Schaffner und blickte zu dem schönen Mädchen hin, und sein welkes, unangenehm sattes, von schlaflosen Nächten und dem Schlingern der Wagen erschöpftes Gesicht drückte Rührung und tiefste Trauer aus, als erblicke er in dem Mädchen seine Jugend, sein Glück, seine Nüchternheit und Reinheit, seine Frau, seine Kinder, als bedauere und fühle er mit seinem ganzen Wesen, daß dieses Mädchen nicht ihm gehöre und daß er mit seinem vorzeitigen Altern, seiner Plumpheit und seinem feisten Gesicht von dem gewöhnlichen menschlichen Glück der Reisenden so weit entfernt war wie vom Himmel.

Es wurde zum drittenmal geläutet, es ertönten Pfiffe, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. An unseren Fenstern huschten zuerst der Schaffner und der Stationsvorsteher vorbei, dann der Garten und das schöne Mädchen mit seinem wunderbaren, kindlich-verschmitzten Lächeln…

Als ich mich hinauslehnte und zurückschaute, sah ich, wie sie, dem Zug nachblickend, auf dem Bahnsteig an dem Fenster vorbeiging, hinter dem der Telegrafist saß, wie sie ihr Haar ordnete und in den Garten lief. Der Bahnhof versperrte nicht mehr den Blick nach Westen, die Ebene lag offen da, aber die Sonne war schon untergegangen, und der Rauch legte sich in schwarzen Schwaden auf die grüne samtene Wintersaat. In der Frühlingsluft, am dunkel gewordenen Himmel und im Abteil – überall lag Wehmut.

Der Schaffner kam in den Wagen und zündete die Kerzen an.

Bunte Mischung in Schwarz-Weiß auf 64 Feldern



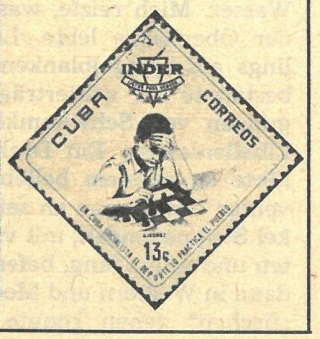
Über Weltmeister Anatoli Karpow erzählt man sich, daß er zu all seinen Schach-Championaten eine kleine Tasche mit sich führte. Es habe damit nichts Außergewöhnliches auf sich, hieß es, darin sei weder ein ‚Wundermittel' noch eine phänomenale Kraftquelle verborgen – doch immerhin… Als das Rätselraten zu groß wurde, das Spekulieren zu spektakulär, lüftete Anatoli Karpow das Geheimnis seiner Tasche: Briefmarken waren darin. Der Schachweltmeister ist ein begeisterter Briefmarkensammler. Selbst zwischen den anstrengendsten Partien bringt ihm ein „Blick aufs Markenbild" echte Entspannung. Wieweit diese Tatsache etwas mit dem Match gegen Herausforderer Garri Kasparow zu tun hat, sei dahingestellt.

★

Das Thema Schach erfreut sich seit Jahrzehnten einer großen Beliebtheit bei Sportmotivsammlern. 1947 gab die bulgarische Post die erste Briefmarke mit einem Schachsymbol heraus. Ende der sechziger Jahre dann gab es 24 Briefmarkenausgaben zum Thema Schach.

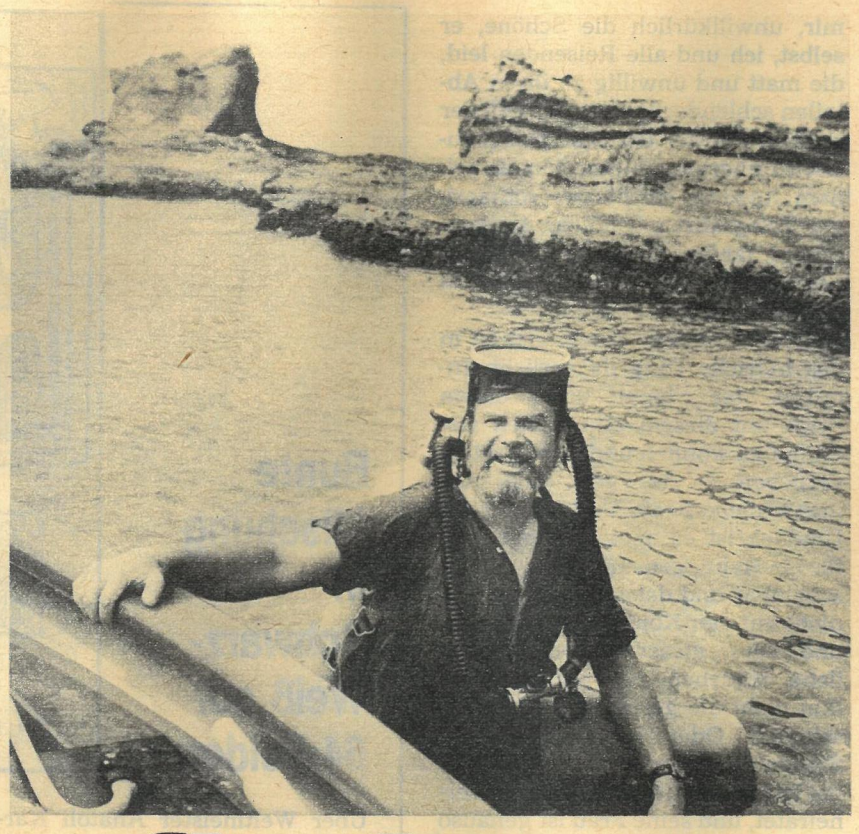
Besondere philatelistische Delikatessen sind dabei jene Marken, die an hervorragende Schachmeister erinnern. So die 1958 herausgegebene mit dem Bild des russischen Schachspielers Michail Iwanowitsch Tschigorin (1850/1908). Diese Briefmarke ist seinem 50. Todestag gewidmet und zeigt den wohl heute nur noch in Expertenkreisen berühmten Schachspieler. 1951 wurde dann in Kuba eine Serie zur Erinnerung an die 30 Jahre zuvor gewonnene Schachweltmeisterschaft durch J. R. Capablanca aufgelegt. Schließlich trug die ungarische Post zur Propagierung der Schachhistorie bei. Anläßlich des 50. Jahrestages des Weltschachbundes (FIDE) 1974 und zur XXI. Schacholympiade in Nizza gab es sieben Werte. Die Motive in Stichworten: Schachspieler, nach einer Miniatur aus der Handschrift Alfons des Weisen (13. Jh.), Holzschnitt aus dem Schachlehrbuch von Caxton (15. Jh.), Illustration aus einem italienischen Schachlehrbuch (15. Jh.), Schachspieler, nach der Vorlage eines Kupferstiches aus dem Werk Selenius (17. Jh.), sodann die berühmte Schachspielmaschine des Farkas Kempelen (1769), den 1951 verstorbenen ungarischen Schachgroßmeister G. Marózy und als höchsten Wert die Stadt Nizza. Beliebt waren zu dieser Ausgabe auch die sogenannten Maximumkarten, also Motivwiederholung auf Karte und Markenbild.

Henri Hamann



IM LESERAUFTRAG

„...würden wir gern wissen: Wer ist Ihr Autor Dr. Kühlmann, der in verschiedenen Beiträgen so Interessantes berichtet über Fische, Krebse und Korallen (zuletzt ‚Der Griff nach den Atollen' FW 25/84)?"
Jörg Prietzel, Stralsund



Hydro-biografisches

Zunächst einige Stichworte zur allgemeinen Charakteristik: Kühlmann, Dietrich, Hans, Hermann („D. H. H." unter Artikeln, um Verwechslungen mit Namensvettern auszuschließen), Alter 56 Jahre, davon 5 Jahre in fernen Ländern, 15 Monate auf See und 36 Tage unter Wasser. Für das Museum für Naturkunde in Berlin ertaucht und mitgebracht über 3000 Korallen, einschließlich zwei neuer Arten. Veröffentlicht rund 200 wissenschaftliche Originalarbeiten. –

Und dann die erste Frage: Wo stand Ihre Wiege, Dr. Kühlmann?

Im Mecklenburgischen. Die Kinderjahre in einem Dorf auf Rügen, wo man „den Mond mit der Stange weiterschob", beeinflußten meine Entwicklung durchaus vorteilhaft. Ich drückte zusammen mit Landarbeiterkindern in ihren dreimal übereinander geflickten Hemden die langen Bänke einer einklassigen Dorfschule, trug 18-Mark-Monatsrenten aus, deren Empfang teilweise noch mit drei Kreuzen bestätigt wurde, erhielt 20 Pfennig pro Stunde beim Kartoffelsammeln und Dreschen und – lief wie alle barfuß.

Besonders hatte ich es mit dem Wasser. Mich reizte, was da unter der Oberfläche lebte. Lag bäuchlings auf spiegelblankem Eis und bestaunte die winterträgen Bewegungen von Schwimmkäfern und Libellenlarven. Ein Drahtkorb gehörte zu meinem beliebtesten Inventar – weil man an seinem Henkel Strippenenden, mit vielen Knoten und schön lang, befestigen und dann in Weihern und Moortümpeln „fischen" gehen konnte. Was ich fing, landete je nach Art und Größe teils in der Bratpfanne, teils in Einweckgläsern, meinen „Aquarien".

Sie waren gerade achtzehn Jahre alt, als Sie aus dem Krieg in den Frieden entlassen wurden...

Im Herbst 1945 kam ich aus einem sowjetischen Lazarett, in den Märztagen 1946 gründeten wir vom Antifaschistischen Jugendausschuß die FDJ auf Rügen. Ich wurde Neulehrer, Genosse, beides gern, weil nicht einfach und Konsequenz erfordernd. Unterrichtete an Dorf-, Zentral- zuletzt an Oberschulen. Doch wollte ich selber noch mehr wissen, und da ich trotz allen Zuredens nicht von meinen Wunschvorstellungen abließ, gab mich die Volksbildung in Schwerin schließlich frei zum Studium der Biologie.

An der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald verantwortlich für das eben eingeführte Parteilehrjahr und für die Schulung der Zirkelleiter, unter denen ich noch wie gestern die zum Durchblasen „spacken" Hermann Kant und Günter Predel vor mir sehe (der Zweitgenannte nicht etwa ein Dichter, sondern heute wohlbestallter Professor, Leiter des Instituts für Binnenfischerei). Bei allem doch auch Student und gleichzeitig Assistent, oft auf Hiddensee und an den Boddengewässern. An der Karl-Marx-Universität in Leipzig dann das Diplom und an der Humboldt-Universität zu Berlin schließlich die Promotion. Sicher nicht zufällig (wenn ich an meine Tümpeleien denke), arbeitete ich zunächst über Kleingewässer, ging der Anpassungsfähigkeit von Pflanzen und Tieren an das Wasserleben, an Sauerstoffsättigung und -schwund, an Trockenzeiten, an Eis oder an das sich bei Sommersonne schnell erwärmende Medium Wasser nach, erfuhr dabei viel zum Beziehungskomplex Organismus – instabile Umwelt. Ich lernte, auf kleinem Raum Wichtiges zu erkennen, zu messen, zu vergleichen, einzuordnen.

Allmählich wurden Ihnen die Tümpel doch zu eng?

Vor allem nach der Begegnung mit Maske, Flossen und Schnorchel; ich erlernte das Tauchen mit autonomen Geräten, war Ausbilder und später Vorsitzender der Kommission für Taucherausbildung beim Zentralvorstand der GST. Mit sowjetischen, tschechischen, chinesischen und rumänischen Genossen debattierten und erprobten wir Ausbildungsmethoden, Lungenautomaten, Unterwasserorientierungsmöglichkeiten, tauchten fleißig unter verschiedenen Himmeln. Ein Ingenieur und ich schrieben das erste Sporttaucher-Lehrbuch, später erwarb ich das Zeugnis als „leichter S-Taucher" bei dem VEB Deutsche Seebaggerei und -bergung in Rostock.

Als ich das alles beherrschte, das Fachliche und die Tauchertechnik, ging ich für ein halbes Jahr auf die Meereszoologische Station Agigea an der rumänischen Küste. – Dann winkte die große Chance! Ich wurde als Gastprofessor an die Universität Havanna berufen, wo ich erstmals in Kuba überhaupt das Fachgebiet „Marine Ökologie" vertrat. Zusammen mit meinen Studenten tauchte ich nun in den Riffen. Damit fiel die Entscheidung. Meine spezielle Arbeitsstrecke blieb fortan das Korallenriff. Erste Voraussetzung dafür war die ökonomisch ständig zunehmende Bedeutung dieses produktiven, aber durch menschliche Einflußnahme leicht verwundbaren Lebensraumes; die zweite meine tauchtechnischen Fertigkeiten (in Korallenriffen ist es zu gefährlich, mit Forschungsschiffen zu manövrieren, man muß tauchen, um vor Ort neue Erkenntnisse zu gewinnen); drittens schließlich meine Anstellung als Kustos am Museum für Naturkunde der Humboldt-Universität bei gleichzeitiger Übernahme der seit Kriegsende verwaisten Abteilung „Marine Tiergruppen", zu der die Korallen, Quallen, Schwämme, Seesterne, Seeigel und Manteltiere gehören. Noch immer eine Riesenarbeit, diese über drei Säle verteilte Abteilung wieder aufzubauen, zu ordnen und so den Spezialisten aus aller Welt zugänglich zu machen. Doch zusammen mit meiner mir behördlicherseits beigegebenen Assistentin und standesamtlich angetrauten Frau Karin habe ich davon schon ein gutes Stück Weges zurückgelegt, sie steht mir stets zur Seite, ich kann mir keine verständnisvollere und tatkräftigere Mitarbeiterin wünschen. Unsere gemeinsame Aufgabe werden wir auch schaffen; sie liebt meine Arbeit und mich, und ich zahle vergnügt mit gleicher Münze heim.

Rechnen Sie sich nun zu den Riff-Experten?

Man rechnet mich. Mitte der sechziger Jahre wurde ich noch einmal nach Kuba eingeladen, um mich ganz der Unterwasserforschung zu widmen. Zu den Ergebnissen gehören eine Entstehungstheorie für die nordkaribischen Korallenriffe, die Typisierung der kubanischen Riffe und eine Ökologie der Korallengesellschaften. Auf dem 2. Internationalen Korallenriff-Symposium in Australien 1973 wählten mich über 250 Wissenschaftler in das „Coral Reef Committee", das mit Konsultationsstatus der UNESCO angegliedert ist. In diesem Gremium, dem seit kurzem auch ein sowjetischer und ein bulgarischer Kollege angehören, bin ich noch tätig. Zur Zeit bereiten wir das 5. Internationale Symposium auf Tahiti vor.

Vor wenigen Wochen erst bin ich aus Japan zurückgekehrt, wo ich im Auftrag der Behörden an der Erarbeitung einer Studie über Umwelteinflüsse in bestimmten Küstenbereichen teilnahm. Frühere Forschungsaufträge führten in die Karibik, das Schwarze und das Rote Meer, den Indischen Ozean, die Korallensee, den Pazifik und auch „in" die Tethys, nämlich in die fossilen Riffe des einstigen Urozeans im Kaukasus und in Polen. Und in unsere Ostsee natürlich. Immer brachte ich Korallen mit für unser Naturkundemuseum in Berlin – auch von der Ostsee; denn in der Kreide meiner Heimatinsel verbergen sich ebenfalls welche in Form

wunderschöner strahliger Versteinerungen.

Schönheit in Ehren – aber weiß der Taucher immer, wer ihm über die Schulter schaut?

Rings um ihn stechen, beißen, zwicken unzählige Organismen ihre Feinde oder Beutetiere – mit schrecklichen Reißzähnen ausgerüstete Haie, Schnapper und Barrakudas, Krebse mit starken, handgroßen Scheren. Oft sind Räuber mit erschröcklichen Gebissen nur fingerlang und für den Menschen ungefährlich, andere Winzlinge – wie Kegelschnecken, durch Tarnung unsichtbare Steinfische oder im Wasser treibende glasklare Medusen – jedoch hoch giftig. Natürlich kann der Unterwasserforscher nicht auf alles achten, sonst käme er kaum zum arbeiten.

In der Regel nehmen schnell bewegliche Tiere vor dem Taucher Reißaus. Doch in einen der zahlreichen Seeigel zum Beispiel gerät man leicht. Die Stacheln bohren sich ins Fleisch und brechen ab. Das Gift brennt, die hohlen, mit mikroskopisch kleinen Widerhaken versehenen Minispieße lassen sich nicht herausziehen. Zum Glück werden sie im Verlauf der Zeit vom Körper absorbiert.

Also – unter Wasser kein Gedanke an Gefahren irgendwelcher Art?

Das wäre Leichtsinn, der sich bitter rächen müßte. Ein Taucher muß immer mit Zwischenfällen rechnen und dann ohne Panik handeln... Es war vor Kuba im Golf von Guanabo, als ich auf etwa siebzig Meter zum Schelfrand hinabtauchte. Die Lichtstimmung erinnerte an eine romantische Mondnacht. Deutlich erkannte ich tiefe Erosionsrinnen in der steil abfallenden Wand – ein Zeichen, daß sich einst, zu den Höhepunkten der Eiszeit, das Meeresufer hier befunden hatte. Plötzlich blieb mir die Luft weg! Schwer ziehend bekam ich noch einen Schluck des lebenswichtigen Gasgemischs. Dann nichts mehr. Meine Stahlflaschen waren leer.

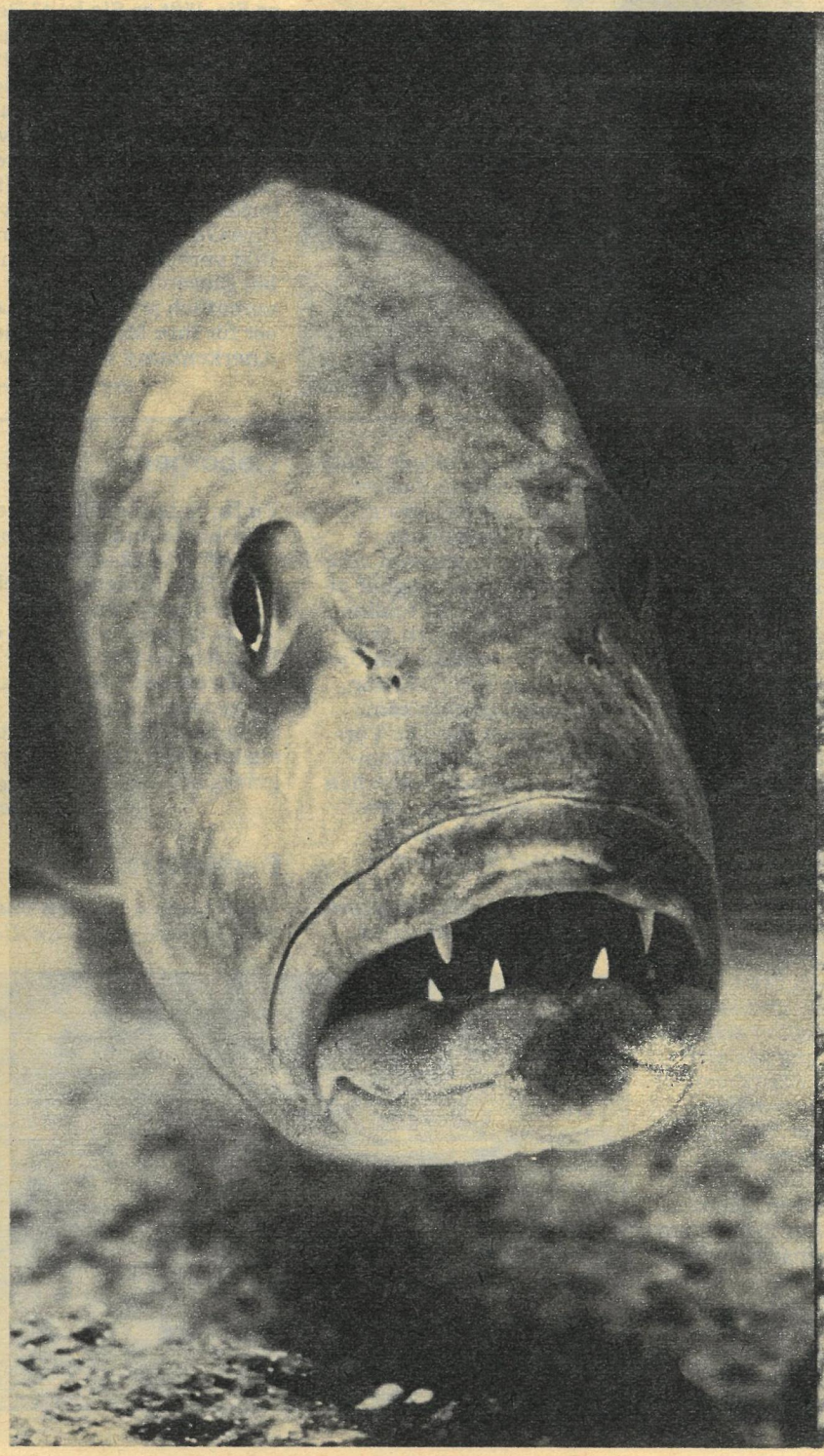
„Ruhe bewahren!" – Wie auf einem Leuchtschild erschien dieses Gebot vor mir. Zügig, doch ohne Hast schwamm ich zu der Ankerleine, die aufwärts zu unserem Marinekutter führte. Auf dem Wege nach oben kam ein Augenblick lähmender Angst, doch ich sagte mir „Es wird schon heller!" und trieb mich weiter mit den Schwimmflossen.

Durch den nachlassenden Wasserdruck entspannte sich ein Quentchen Luft in den Flaschen, und ich konnte noch zwei–, dreimal ein winziges Schlückchen einsaugen. Davon zehrte ich während des endlosen Aufstiegs; meine Beine arbeiteten wie eine Maschine, dabei hielt ich Anstrengung und Stoffwechsel bewußt niedrig, „rauchte" betont langsam das Kohlendioxid aus den Lungen ab.

Endlich. In der Nähe des Bootes durchstieß ich die Wasseroberfläche. Atmen, atmen! Sonne, du hast mich wieder... Ein Mann der Besatzung rief entsetzt: „El está negro! Er ist ja ganz schwarz!" – Tatsächlich muß ich blauschwarz ausgesehen haben vor Lufthunger. Der Aufstieg fast ohne Sauerstoff hatte, wie später errechnet, etwa dreieinhalb Minuten gedauert.

Kennt man Dr. Kühlmann auch als Verfasser von Reisebüchern?

Wenn ich über das Erlebte berichte, das Wort mit dem Lichtbild verbindend, werde ich des öfteren gefragt, wo es das alles nachzulesen gebe. Da sehe ich dann immer ganz schön „alt" aus! Zwar befinden sich unter meinen Veröffentlichungen zwei Bücher, eines über die Seevögel unserer Küste und das schon erwähnte Taucherlehrbuch. Das dritte, ebenfalls ein Sachbuch, erscheint unter dem Titel „Das lebende Riff" bei Edition Leipzig, aber meine Erlebnisse mit Korallen und Haien, mit Seeleuten, Fischern und Perlentauchern, mit Bettlern, Wissenschaftlern und Industriellen, in Zelten, Palmenhütten und weißen Hotels, auf einsamen Inseln und an fernen Stränden – die sind noch ungeschrieben. Und es warten mehr als 3000 Tagebuchseiten...



Begegnung mit dem Wrackbarsch. Er soll schon einmal einen Taucher in Bedrängnis gebracht haben: Ein riesiges Exemplar, so heißt es, schluckte ihn ein, doch er entwich angeblich durch die Kiemenbögen. Trotz der seriösen Quelle des Berichtes – ich glaube eher an Taucherlatein.

Briefe

Sowjetischer Soldaten

Briefe von Soldaten der Roten Armee aus der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges sind denkwürdige Zeugnisse jener schweren Jahre. Viele wurden aufbewahrt, einige erschienen in der Zeitschrift „Sowjetliteratur". Daraus die Briefe der drei Brüder Kosulin:

Seid gegrüßt, Papa und Mama! Vor allem will ich Euch mitteilen, daß wir gesund sind. Heute müssen wir uns trennen. Iwan hat seinen Lehrgang beendet. Wir bleiben zu zweit, aber bald wird man auch uns abkommandieren. Doch Ihr sollt nicht den Mut verlieren und Euch keine Sorgen machen. Denn wir müssen die Heimat verteidigen…

Euer Alexej
18. August 1941

Lieber Papa, liebe Mama, liebe Milotschka! Hiermit teile ich Euch mit, daß ich am Leben und gesund bin. Habe mehrere Male an heftigen Kämpfen teilgenommen. Den Faschisten haben unsere Panzersoldaten schön eingeheizt. Schade nur, daß die lieben Brüder nicht mit mir sind. Weiß nicht, wo sie sich befinden … Schreibt mir!

Euer Sohn Iwan
22. November 1941

Seid gegrüßt Papa, Mama und Milotschka! Ich beeile mich, Euch mitzuteilen, daß ich wohlauf bin. Habe schon einen ganzen Monat in Gefechten zugebracht, bin aber unversehrt. Bitte, macht Euch keine Sorgen um mich, ich bin doch in meinem Panzerkasten.

Euer Sohn Alexej
Station Bolschaja Wolga
2. Dezember 1941

Viele Tage sind schon vergangen, mir scheinen sie eine Ewigkeit, seit ich ohne Alexej bin. Er kam auf folgende Weise um: Wie Ihr wohl aus den Zeitungen wißt, haben wir am 6. Dezember angegriffen. Alexejs Zug stürmte das Dorf Rjabinki, wo die Deutschen viele Panzerabwehrgeschütze aufgestellt hatten. Ein Geschoß durchschlug Alexejs Panzer und tötete ihn und den Schützen. Zwei Tage später haben wir ihn beigesetzt. Ich schreibe, und Tränen schnüren mir die Kehle zu…

Alexander Kosulin
Osjorskoje,
Moskauer Gebiet
23. Dezember 1941

Meine liebe Schwester Milotschka! Ich grüße Dich und wünsche Dir viel Erfolg beim Lernen. Ich bin gesund, kämpfe, jetzt habe ich mir die Zeit genommen, um Dir zu schreiben, obwohl das Konzert noch nicht abflaut, doch ich achte nicht auf die Detonationen… Du aber mußt für uns die Eltern achten, mußt mit ihnen fühlen. Man muß alle Kräfte zusammennehmen und lernen, solange es diese Möglichkeit gibt. Das wäre alles. Entschuldige, Schwesterchen, daß ich in Briefen immer den Schulmeister spiele.

Iwan Kosulin
5. April 1942

Seid gegrüßt, Papa, Mama und Milotschka! Ihr seid wegen des schweren Unglücks sehr verzweifelt, doch auch in einem solchen Augenblick denkt Ihr an den Sinn unseres Kampfes. Zwei Monate sind erst um, seit wir Aljoscha und Sascha verloren haben…

Iwan
4. Juni 1942

Lieber Papa, liebe Mama und mein Schwesterchen Milotschka! Ich grüße Euch und wünsche Euch Gesundheit. Muttchen, am 8. September ist schon ein Monat um, daß ich keine Briefe von Euch erhalte, das beunruhigt mich sehr. Ihr wißt nicht, wo ich mich befinde, und sicher seid Ihr meinetwegen sehr besorgt. Muttchen, ich bin jetzt in jenem Truppenteil, wo unser Aljoscha und Schurik waren… Schreibt über alles. Herzliche Grüße an alle…

Euer Sohn Iwan
18. September 1942

Vor dem Krieg waren alle drei Brüder Kosulin bei der Panzertruppe im Fernen Osten. Gleich in den ersten Tagen nach dem Überfall meldeten sie sich an die Front. Am 6. Dezember 1941 traten die Truppen der Westfront bei Moskau zur Gegenoffensive an. Alexej fiel… Anfang 1942 erhielten die Kosulins die zweite Trauernachricht: Sie erfuhren, daß Alexander gefallen war. Die Eltern schrieben an den Befehlshaber der Front. Sie baten, ihrem älteren Sohn Iwan einige Tage Urlaub zu genehmigen. Doch er weigerte sich, nach Hause zu kommen. Die Eltern schickten ihm ein Paket, doch es erreichte ihn nicht mehr: In der Schlacht bei Rshew, am 21. September 1942, wurde Iwan schwer verwundet. Er starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Ihre Gedanken zu diesem Bild!

Eine historische Aufnahme aus der Zeit nach dem Ende des zweiten Weltkrieges – wir stellten sie Ihnen schon einmal in unserer Ausgabe 1/84 vor, um Sie, liebe Leser, zu einem neuen Gedankenaustausch anzuregen. Betrachten Sie in Ruhe dieses Foto – welche Erinnerungen weckt es in Ihnen? Welche Empfindungen und Gedanken gehen Ihnen durch den Kopf? Denken Sie an Vergangenes, überlegen Sie, wie Ihr Leben damals aussah, wie es weiterging, ab wann und warum es aufwärtsging. Überlegen Sie, wie sich für Sie ganz persönlich das Jahr 1945, diese Wende in unser aller Leben, mit dem Heute verbindet. Und Sie, die erst nach dem Krieg geboren wurden, wie wirkt ein solches Bild auf Sie? Berührt es Sie, läßt es Sie kalt? Beeinflußt es Ihre Vorstellungen von der Zukunft? Bitte schreiben Sie uns, erzählen Sie von Ihren Lebenserfahrungen, Ihren Lebenserwartungen. Bis zum 40. Jahrestag der Befreiung vom Hitlerfaschismus möchten wir Ihre Gedanken zu diesem Bild veröffentlichen. Von allen Einsendern erhalten monatlich jeweils zehn Leser für ihre Mitarbeit eine Anerkennung von 50 Mark.

Ihr Leserforum

Aktive Solidarität

Ihre Beiträge zum Thema Solidarität finden immer unser Interesse, besonders das Plakat mit dem afrikanischen Kind (FW 26/84) bewegte uns. Im November 1984 konnten wir die Sekretärin der Internationalen Demokratischen Frauenföderation (IDFF) und Vertreterin der Frauensektion des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC), Frau Mittah Seperepere, in der Kombinatsleitung unseres Betriebes, des VEB Bau- und Montagekombinat Kohle und Energie, in Hoyerswerda begrüßen. Auf einem Meeting sprach Frau Seperepere über die grausame Unterdrückung der schwarzen Bevölkerung Südafrikas durch das Apartheid-Regime. Die verschärfte Ausbeutung der Frauen, in diesem Lande gesetzlich sanktioniert, führt zu einer besonders starken Beteiligung gerade der Frauen am Kampf um menschenwürdigere Verhältnisse für die schwarzen Südafrikaner. Der große Reichtum des Landes kommt fast ausschließlich der weißen Minderheit zugute. In den letzten Jahren erfuhr der politische Massenkampf einen spürbaren Aufschwung durch den Zusammenschluß bisher getrennt agierender Apartheidgegner aller Hautfarben. Abschließend betonte Mittah Seperepere, wie wichtig die Unterstützung der IDFF für den Kampf der afrikanischen Frauen ist. Die Vorsitzende der Frauenkommission dankte ihr herzlich und überreichte ihr den Erlös von unserem Solidaritätsbasar in Höhe von 1000 Mark.

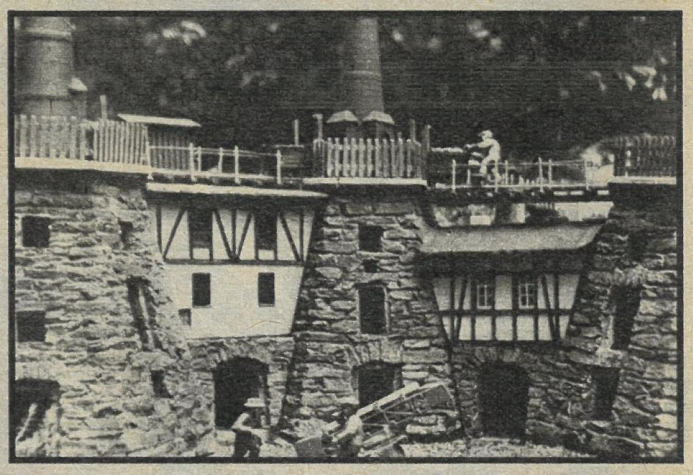
Angela Eichhorst,
Hoyerswerda

Geborgen

Zu Ihrer Mittelseitenserie „Für heute und morgen bewahrt" (FW 22–26/84): Mein Foto (unten) zeigt eine Nachbildung des Kalkwerks Lengefeld, in dem die Rote Armee Kunstwerke der Dresdner Gemäldegalerie geborgen hatte. Das Schaustück gehört zur Ausstellung des „Kleinen Erzgebirges". *Klaus Richter, Schwarzenberg*

Begeistert

Viele Leser schrieben uns ihre Erinnerungen an die

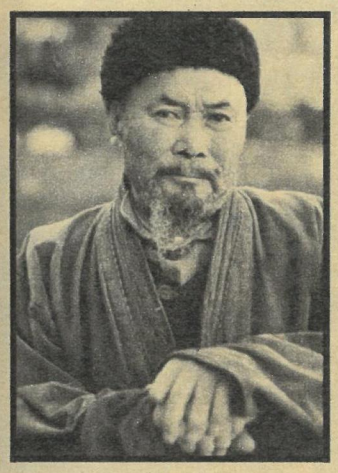


Tyntschtyk!

Aus dem Briefwechsel mit unserem kirgisischen Freund, dem Lehrer *Beische Assylbekow*, wieder eine „Kostprobe“: Wir hatten um heimatliche Motive aus dem Dorf Tschekildek gebeten, wo er lebt und arbeitet. Von seinen sieben Söhnen setzten sich die vier ältesten hin und malten für uns. Zwei der Bilder sehen Sie hier. So ist nun auch die Familie in unsere Schreibfreundschaft einbezogen. Sie grüßt alle FREIE WELT-Leser mit den Worten Tyntschtyk, Dostuk – Frieden, Freundschaft!

Leserfoto

Mit dem Schlepplift zu Rübezahl. Im Riesengebirge, ČSSR, fotografierte Günter Fischer, Leipzig



ersten Auftritte des Alexandrow-Ensembles vor der deutschen Bevölkerung („Die Alexandrows erobern die Herzen“, FW 24/84):

Eine solche Begeisterung wie damals auf dem Gendarmenmarkt habe ich seitdem nie wieder erlebt. Ich war auf der Durchreise nach Rostock und machte in Berlin Station.

Harry Unteutsch, Tanna

Ich gehörte zu den wenigen Dresdnern, die das Ensemble erlebten, war damals bei der VP.

Marianne Abendroth, Dresden

...zählt die Völker, nennt die Namen...

Wieviel Nationen und Völkerschaften gibt es denn außer den Tuwinern (FW 15/84) in der UdSSR, die uns unbekannt sind? Wissen Sie auch die Namen?

Marieluise Albrecht, Erfurt

Es gibt in der Sowjetunion etwa hundert Nationen und Völkerschaften. Kennen Sie die Itelmenen, Korjaken, Tabassaraner, Nogaier, Oroken, Orotschen, Ewenken, Ewenen...? In der FREIEN WELT Heft 1/1982 haben wir alle Namen veröffentlicht. Auf unserem Foto ein Vertreter der zahlenmäßig an fünfter Stelle stehenden Nation der UdSSR, der Kasachen.

Gisela Reller

Meine Stimme über Radio Moskau

Im Herbst des vergangenen Jahres besuchte ich mit einem Freundschaftszug junger Bauschaffender Moskau und Uljanowsk. In Moskau hatte ich auch Gelegenheit, die deutschsprachige Redaktion von Radio Moskau kennenzulernen. Ich sprach als langjähriger Hörer Gedanken zum 55jährigen Bestehen des Programms auf Band. Vielleicht geht meine Stimme über den Sender!

Lothar Rennert, Berlin

Kürzlich fiel mir ein alter FW-Artikel über den „Klub der Funkwanderungen durch die UdSSR“ wieder in die Hände... Leider fand ich nirgendwo einen Hinweis, wann und wo man die deutschsprachigen Sendungen von Radio Moskau empfangen kann.

Judith Auer, Leipzig

Mit der Veröffentlichung der Wellenlängen und Frequenzen von Radio Moskau erfüllen wir viele Leserbitten.

Uhr MEZ	Meterband	Frequenzen (kHz) bis 2. 3. 85	ab 3. 3. 85
11.00– 12.00	16	17 800	17 800
		17 860	17 860
	19	–	–
	22	13 615	13 615
	25	11 870	11 870
	31	9 450	9 450
	227	1 323	1 323
	1141*	263	263
17.00– 18.00	25	–	12 020
	31	–	9 610
	41	7 360	7 360
	49	5 920	5 920
		5 950	6 145
		5 960	
		6 145	
	216	1 386	1 386
	227	1 323	1 323
18.00– 21.30	31	–	9 610
	41	7 360	7 360
	49	5 920	5 920
		5 960	6 145
		6 145	
	216	1 386	1 386
	227	1 323	1 323
22.00– 22.30	31	–	9 610
	41	7 360	7 360
	49	5 920	5 920
		5 960	6 145
		6 145	
	227	1 323	1 323

* außer sonntags

Preisfrage

Heft 2/85

Wie heißt das Buch von Ruth Seydewitz über den größten Kunstraub aller Zeiten, den die Hitlerfaschisten in den von ihnen okkupierten Ländern Europas begangen haben?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes.

1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 4/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 30. Januar 1985. Auflösung von Heft 26/84: 70 Jahre. Wir gratulieren Inge Weingarten aus Brandenburg und Günter Sternitzke aus Merkersdorf zu ihrem Gewinn von je 50 M.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Hildegard Dreyer, Volker Hohlfeld; Vignette: Martin Kotsch

Böhmens Juwelen

Ein Beitrag von Petra Klein (Text) und Lothar Willmann (Bild)

„Es gibt keine häßlichen Frauen", hat einmal eine kluge Französin gesagt, „es gibt nur Frauen, die nicht wissen, wie sie sich schön machen sollen." Dazu verhilft Schmuck aus Jablonec. Seit mehr als 250 Jahren. Geboren wurde Böhmens Schmuckindustrie in winzigen Glashütten, heute noch in vielen Dörfern anzutreffen (Bild links unten). Verstreut über das Isergebirge liegen auch die nach 1945 entstandenen Betriebe: Neben modernen Maschinen sind geschickte Frauenhände nach wie vor unentbehrlich.

Jablonec nad Nisou, an der Neiße, ist ein freundliches, kleines Städtchen am Rande des Isergebirges mit 36 000 Einwohnern. So nahe bei Liberec, daß zwischen beiden Städten eine Straßenbahn pendelt, steht Jablonec meist im Schatten der größeren Nachbarin. Alle drei Jahre jedoch macht die kleinere von sich reden: dann trifft sich alle Welt in Jablonec – zumindest die Welt der Bijouterie zur internationalen Schmuckausstellung.

Heimlichkeiten im Keller

Zuerst war das Glas. Vor mehr als 600 Jahren, genau 1376, wurde in Sklenařice, nahe bei Jablonec, der erste Glasofen gezündet. Die erste Glashütte entstand 1548, und von dieser Zeit an schossen die Hütten wie die Pilze aus der Erde. An den benötigten Rohstoffen – Kalk, Sand und Soda – herrschte kein Mangel, der ideale Brennstoff Holz wuchs vor jeder Haustür. So gedieh die härteste Konkurrenz für Venedigs Glaskünstler: Kristall aus Böhmen.

Erst viel später kam die Bijouterie. Und es waren Glasmacher, die sie erfanden, Glasmacher aus dem Städtchen Turnov. Mit der sogenannten Komposition von Turnov imitierten sie Edelsteine. 1711 gründeten sie, erfahren im Schleifen echter Diamanten, eine brüderliche Zunft der Steinschneider, die ihr neues Geheimnis der Glasveredlung hüten sollte. Offensichtlich ohne Erfolg, denn bald verlangten zwölf Zunftmitglieder von ihrer „löblichen Obrigkeit und Polizei", sie möge das Eindringen fremder Elemente verhindern und streng darüber wachen, „daß die hiesigen Steinschneider nicht das Recht haben, jedem hergelaufenen Bauersmann diese Kunst beizubringen". Doch keine Petition half. Immer mehr Steinschneider, die offiziell und zu ebener Erde Diamanten bearbeiteten, stellten in ihren Kellern heimlich Imitationen her und bahnten so dem Modeschmuck seinen Weg. Der Anfang war gemacht. Doch fünfzig Jahre später kam einer, der den Turnovern zeitweilig den Ruhm und wohl auch das große Geld wegschnappte.

Verhaftung auf dem Maskenball

Auf einem Maskenball am Hofe der Kaiserin Maria Theresia erschien um das Jahr 1760 herum ein verkleideter Türke, den die Sicherheitsbeamten zwar mit gebotener Diskretion, aber stehenden Fußes im Ballsaal verhafteten. Der falsche Türke war von oben bis unten derart mit strahlenden Diamanten behängt, daß der Verdacht einer strafbaren Handlung sich geradezu von selbst aufdrängte. Den Arretierten, einen österreichischen Juwelier namens Josef Strasser, kostete es dann auch Zeit und Mühe, den Untersuchungsbehörden zu beweisen, daß er die Kostbarkeiten keineswegs gestohlen, sondern mit eigenen Händen gefertigt hatte. Das Geständnis des pfiffigen Juweliers, der offenbar auch einen ausgeprägten Sinn für Werbung besaß, verblüffte alle. Selbst die Kaiserin, in den Siebenjährigen Krieg mit dem preußischen Friedrich verwickelt, vergaß für ein paar Augenblicke alle Sorgen, rief den Juwelier zur Audienz und bestellte bei ihm eine Kopie ihres Hochzeitsschmuckes. Dieser allerhöchste Auftrag öffnete dem Straß, wie die Diamantenimitation seitdem genannt wird, Tür und Tor. Weil der Wiener ein stark bleihaltiges Glas mit großer Lichtbrechung benutzte, fun-

Böhmens Juwelen

kelten seine Steine derart, daß sie seinerzeit eine Kaiserin blendeten und sich zwei Jahrhunderte später immer noch größter Beliebtheit erfreuen.

Gesetz ohne Ausnahme

Die Turnover haben sich Strassers Erfindung zunutze gemacht und ihr zu neuem Ruhm verholfen. In der Mustervilla des Herstellerwerks wird auch der heutige Besucher geblendet: In jedem Raum verschiedene Lüster, einer glitzernder, prunkvoller, voluminöser als der andere. In Vitrinen strahlen, schillern, glänzen Ketten, Geschmeide und Gehänge. Die Entstehung der künstlichen Diamanten zu beobachten, war uns allerdings nicht vergönnt – Geheimhaltung ist in Turnov nach wie vor eisernes Gesetz und, im Gegensatz zu einst, ohne Ausnahme! Gestattet war uns dafür ein Blick in die Metallbijouterie, wohin man das Glitzerzeug liefert, um es in entsprechende Fassungen einzupassen. Dort entsteht außerdem reiner Metallschmuck, aus Gold und Silber, überwiegend jedoch aus Aluminium, Messing und Tombak, einer Legierung mit einem weit höheren Kupfergehalt als Messing.

Die Metallbijouterie zählt mit 4000 Werktätigen zu den großen Betrieben der böhmischen Schmuckindustrie. Der neuerbaute Komplex, direkt am Stausee von Jablonec gelegen, birgt erwartungsgemäß Werkstätten und Entwerferbüros, überraschend dagegen auch eine Werkhalle mit Dimensionen, wie man sie sonst nur von Maschinenbaubetrieben her kennt. In mehreren Reihen Stanze hinter Stanze, die mit viel Lärm spinnwebenzarte Formen herstellen. Tausende und aber Tausende Muster entstanden bisher hier – zum Beweis blättert Chefdesigner Miloslav Kubík in einer Kartei, die für jedermann griffbereit an der Hallenwand hängt.

Wenn Kubík eine neue Idee hat, geht er zunächst zwei Türen weiter zu seinem langjährigen Graveur Siegfried Weiss. Dem genügt oft ein Blick, um herauszufinden, ob eine Idee zu verwirklichen ist oder nicht. Gibt er sein Jawort, fertigt er die Originalkerne, man könnte auch sagen Prägestempel, für die Stanzen, die danach seine Handschrift serienweise vervielfältigen.

Aus den gestanzten Teilen und bunten Steinen setzen die Gürtlerinnen ihrerseits Kolliers, Armbänder und Ohrgehänge zusammen und montieren sie mit Pinzette und Lötkolben. Ein wahres Puzzlespiel. Die Serienproduktion von Straß läuft im Jablonecer Kombinat auf vollen Touren, dennoch macht er nur einen Bruchteil der umfangreichen, kaum überschaubaren Produktion aus. Im Laufe der Zeit hat ein anderer Zweig der Glasbijouterie den Straß an Vielfalt und Umfang überflügelt: ungeschliffene Perlen aller Art.

Perlen in der Fischsuppe

Wer im Isergebirge über die Dörfer fährt, entdeckt links und rechts der Chaussee merkwürdige kleine Häuser, merkwürdig deshalb, weil aus ihren Dächern jeweils zwei auffällig große Schornsteine ragen – Kennzeichen der Miniglashütten der Heimarbeiter. Viele Schornsteine rauchen immer noch. Heimarbeiter sind nach wie vor wichtige, ja unentbehrliche Zulieferer der sozialistischen Großbetriebe.

Bohuslav Stransky, den wir besuchen, ist 59 Jahre alt. Er hat sein Leben lang in seiner Hütte mit den zwei Öfen gesessen und den verbreitetsten böhmischen Schmuck hergestellt: Wachsperlen. Das tut er heute noch. Er nimmt die schneeweißen Alabasterglasstangen aus dem Ofen, schiebt das erhitzte, weiche Stück gleichmäßig durch die „Drückmaschine", die in einem Arbeitsgang das runde Glas breitdrückt, Perlen formt und durchbohrt. Ist das erwärmte Stück abgearbeitet, legt er die Stange zurück in den Ofen und greift sich die nächste. Auf diese Weise spuckt sein Maschinchen unermüdlich Perlen aus, die Stransky, nachdem seine Frau sie gefädelt hat, an das Werk für Glasbijouterie liefert. Dort werden sie auf Rahmen gespannt und fünf- bis sechsmal in das sogenannte Fischsilber – in Azeton gelöste Fischschuppen – getaucht, bis ihr charakteristischer Glanz entsteht.

Die Beliebtheit der Wachsperlen scheint unverwüstlich. Seit Jahrzehnten überstanden sie die verrücktesten Sprünge der Mode. In den Schmuckkästchen unserer Großmütter finden wir sie als Halsketten; die Enkeltöchter tragen die Perlen heute in Haarbändern, Gürteln, Ohrgehängen...

Gewollter Bruch

Obwohl die Heimarbeit heute eine sichere Existenz bietet, zieht es die jungen Leute in die Städte, in die großen Betriebe, zur modernen Technologie. Da gibt es, ein Beispiel nur, das Sintern. Wie die Wachsperlen sind auch gesinterte Perlen ein Verkaufsschlager der Jablonecer.

Normalerweise treiben Glasmacher einen hohen Aufwand, damit so wenig Bruch wie nur möglich entsteht. Nach dem Verformen wird in der Regel Glas stundenlang vorsichtig abgekühlt. In der Herstellung gesinterter Perlen dagegen ist Bruch, zunächst jedenfalls, geradezu Zweck der Übung. Unablässig speien die Schmelzöfen flüssiges Glas aus, das in kaltes Wasser platscht und dadurch schlagartig erstarrt. Den Glasbruch mahlen kreischende Mühlen zu feinstem Mehl. Das Pulver wird in verschiedene Formen gepreßt – als Zuschauer fühlt man sich in seine Sandkastenzeit zurückversetzt – und dann auf 700 bis 800 Grad erhitzt oder, wie die Fachleute sagen, gesintert. Was nun aus dem Ofen gefischt wird, läßt kaum noch den Grundstoff Glas vermuten – aparte Perlen, die eher an Keramik, von Künstlerhand geformt, erinnern.

Daß sie gläsernen Ursprungs sind, sieht man dagegen den gewickelten Perlen sofort an. Wie sie entstehen, erscheint jedoch rätselhaft: Vier, fünf Farben, die ineinander verlaufen, alle nur denkbaren Formen, runde, eckige, längliche, dicke, dünne und ganz unregelmäßige, die einfarbigen geschmückt mit Blumen, Strichen, Tupfen, Phantasiemustern. Schaut man beim Perlenwickeln zu, löst sich zwar das Rätsel, Verblüffung und Faszination aber bleiben.

Da sitzen in einem Raum, der einem Labor ähnelt, ungefähr 50 junge Frauen vor Bunsenbrennern, in der rechten Hand einen Draht, in der linken eine zierliche Glasstange, die sie bis kurz vor dem Schmelzpunkt erhitzt haben. Sie drehen den Draht und wickeln so die Glasmasse zu einer Perle. Beim Dekorieren gehen sie mit den Glasstangen um, als wären es Pinsel. Wie die meisten solcher Fingerfertigkeiten, sieht alles kinderleicht aus. Die Mädchen, alles Fachschulabsolventen, arbeiten nicht nur nach vorgegebenen Mustern, sondern bringen eigene Ideen, Geschmack und Geschick mit ein.

Für jede Saison

Ob Bijouterie aus Glas oder Metall, ob aus Holz oder Plaste – ohne verkaufswirksame Ideen, ganz neu oder wiederentdeckt, geht nichts. Bestimmt Jablonec die Bijouterie-Mode? Sagen wir, Jablonec spricht ein gewichtiges Wort. „Zur Zeit allerdings", schränkt Miloslav Kubík, der Chefdesigner für Metallschmuck, ein, „herrscht in unserer Branche eine totale Modeanarchie, es ist gewissermaßen alles erlaubt." Gebeten, trotz aller Ungewißheit eine Prognose zu wagen, formuliert Kubík mit Vorsicht: „Wir vermuten, daß die Zeit des relativ strengen, einfachen Metallschmucks nun tatsächlich zu Ende geht. Im Moment ist der auffällige Straß stark gefragt. Das kann sich jedoch schnell ändern. Ein altes Sprichwort sagt: Nicht was schön, ist Mode, sondern was Mode, ist schön... Sie dürfen nicht vergessen, wie abhängig Schmuck von Kleidern, Blusen, Jacken ist. Wir machen nicht nur jede Mode, sondern jeden Saisonwechsel mit."

Kundenwünsche aller Art aus rund hundert Ländern reicht Miloslav Kubík an seine Musterabteilung weiter. Verlangt ein Handelspartner sechs Varianten eines Sets, bestehend aus Halskette, Ring und Clips für den Abend, greift der Mustermacher in seine Schubläden und sucht sich alles zusammen, was er an Metallteilen, Steinen und Perlen benötigt, um einen Prototyp zu gestalten. Jeder Entwurf bekommt seine Dokumentation. Material, Farbe, Größe, Art – alles wird codiert und einem Computer eingegeben, der die Werte für die Produktion ermittelt. Rasches Reagieren ist bekanntlich der entscheidende Faktor für Erfolg, besonders in der Modebranche. Die Jablonecer halten sich strikt daran. Jedes Muster, produziert oder nicht, bekommt seine Nummer und wandert ins Archiv: ein riesiger Schmuckkasten von den Ausmaßen eines geräumigen Zimmers voller Schränke vom Fußboden bis zur Decke. Tausende Muster warten hier auf ihre Interessenten. Es ist nahezu unvorstellbar, daß aus irgendeinem Winkel der Erde ein Wunsch kommt, der Jablonec in Verlegenheit bringen könnte. Die Böhmer bieten Schmuck für jede Jahreszeit, für jeden Geschmack und für jedes Portemonnaie...

Im FREIE WELT-Gespräch: Dipl.-Ing. Vit Ryšanek, Generaldirektor des Außenhandelsunternehmens Jablonex.

– In wie viele Länder exportieren Sie Ihre Erzeugnisse?
– Zirka 90 Prozent liefern wir in mehr als 100 Länder aller Kontinente. Ein Fünftel der Bijouterie-Weltproduktion kommt aus Jablonec.
– Was produzieren Sie?
– Grob gesagt: Metall- und Glasschmuck. Etwas detaillierter: echten Schmuck aus Gold und Silber und Imitationen, Emaille-, Holz-, Leder- und Plastschmuck. Aus Glas erzeugen wir alles, was man sich an Steinen und Perlen vorstellen kann: Einige Beispiele: geschliffene Steine und Perlen für Straß und Lüster, Wachsperlen für Ketten, Haarschmuck und Broschen. Wir fertigen auch Glasknöpfe, Aufnähsteine und -perlen für Borten, Taschen und Gürtel, außerdem selbstleuchtende Verkehrsschilder, Weihnachtsschmuck und Kunstblumen.
– Wie groß ist die Konkurrenz?
– Vor fünfzig Jahren besaßen wir praktisch eine Monopolstellung, zumindest in Europa. Inzwischen wird in allen europäischen Ländern Schmuck erzeugt. Auch aus Taiwan, Hongkong, Japan und von den Philippinen kommen interessante Angebote. Darauf müssen wir uns einstellen.
– Wie machen Sie das?
– Wir bemühen uns, auf jeden Kundenwunsch einzugehen. Für jedes Land entwickeln wir spezielle Kollektionen. Jährlich entwerfen wir etwa 25 000 neue Muster. Darin liegt, so glaube ich, ein Geheimnis unseres Erfolges.
– Schmuck ist eine Domäne der Frau – auch bei der Herstellung?
– 70 Prozent unserer 26 000 Werktätigen in fünf großen und zahlreichen kleineren Betrieben sind Frauen. Da Schmuck noch immer vorwiegend in Handarbeit hergestellt wird – und daran wird sich vorläufig nichts ändern –, beschäftigen wir viele Heimarbeiter, denen selbstverständlich alle sozialen Einrichtungen unserer Betriebe zur Verfügung stehen.
– Die Mechanisierung hat also nur begrenzte Chancen?
– Wir mechanisieren, ja automatisieren alles, was irgend möglich ist. Beispielsweise führen wir das maschinelle Fädeln ein. Auch einfache Metallketten stellen wir auf Maschinen her. Aber viele Arbeitsgänge in der Schmuckindustrie lassen sich einfach nicht mechanisieren. Außerdem wird das Profil des Kombinats gerade vom individuellen Gestaltungsvermögen unserer Mustermacher bestimmt.

1 Gefädelte Wachsperlen werden auf Rahmen gespannt, bevor man sie in Fischsilber taucht.
2 Bohuslav Stransky in seiner 80 Jahre alten Glashütte.
3 Siegfried Weiss, anerkannter Graveur für Metallbijouterie.
4 Gürtlerin beim Montieren von Metallschmuck.
5 Moderne Produktion von Mosaiksteinen in allen Pastelltönen.

1

2

3

4

5

Mit sechzehn hat man noch Träume

Olga Mostepanowa, Oberschülerin aus Moskau, als Fünfzehnjährige zweifache Weltmeisterin von Budapest, mit sechzehn weltbeste Turnerin des Jahres und in der UdSSR-Sportlerumfrage 1984 bestplazierte Sportlerin.

Höhepunkte in Olga Mostepanowas Turnrepertoire: Beim Sprung Rondat aufs Pferd und von dort gestreckter Salto rückwärts mit ganzer Drehung (oben), am Stufenbarren die (Tkatschew)-Kontergrätsche (rechts). DDR-Trainerin Hannelore Sauer: „ Olgas Übungsgut, die Ausprägung ihrer Elemente, ihre Ausdrucksstärke, Eleganz und Techniken sind beeindruckend."

Olga Mostepanowas großer Auftritt von Olomouc '84

Die Höchstnote 10 wurde bei den Damenkonkurrenzen 34mal vergeben, davon zwölfmal an Mostepanowa (35,3 Prozent):

	Sprung	Stufenbarren	Schwebebalken	Boden
Pflicht	10	10	10	9,90
1. Kür	10	9,75	10	10
2. Kür	10	10	10	10
Finale	9,90	–	10	10

Die 2. Kür beendete sie demnach mit Idealnote 40, das Schwebebalkenfinale mit Idealnote 20. Für ihren Mehrkampfsieg bekam sie 79,825 von 80 möglichen Punkten.

„Rekordeturnerin". Die Gänsefüßchen sind als Entschuldigung für eine unzulässige Wortwahl gedacht, denn keiner t u r n t Rekorde. Wer aber außer Olga Mostepanowa bei „Drushba '84" in Olomouc wurde je in einer einzigen Wettkampffolge mit einem Dutzend Höchstnoten bedacht? Wer erreichte je in einem Kürdurchgang an den vier Geräten die Idealpunktzahl 40? Wer bekam jemals am Schwebebalken nichts als Zehnen und kann sich obendrein rühmen, vom handbreiten Grat dieser Zittersparre noch nie 'runtergefallen zu sein? Auch dann nicht, wenn mit Serien von Flickflacks, Drehungen und Spagatsprüngen, mit Spreizsalto, Twist-Überschlag und Rondat höchste Risiken eingegangen wurden und dem Zuschauer die berechtigte Frage nach der Balance vor lauter Atemlosigkeit im Halse steckenblieb?

Die Träume. Wenn die sechzehnjährige Moskauer Oberschülerin bei solch einer zirzensischen Turnnummer von einem Balkenende zum anderen fliegt, springt sie ihren kindlichen Träumen hinterher: „Schade, daß du immer wieder landen mußt. Wie schön wäre es, schwerelos oben zu bleiben und in der Luft zu schwimmen." Mit derlei Träumen hat auch Olgas noch unerfüllter Wunsch zu tun, im Bolschoi einmal dem Training des Balletts zuzuschauen: „Ich möchte verstehen lernen, wie eine Ballerina diese übernatürliche Leichtigkeit, scheinbare Schwerelosigkeit – das Schweben über der Erde erreicht." Mitunter sieht es so aus, als verleihe die derzeit weltbeste Turnerin auch ihren eigenen Auftritten träumerische Züge. Aber das täuscht. „Bevor ich aufs Podium steige, zittere ich am ganzen Körper. Doch dann, wenn ich die Hand hebe, um Bereitschaft zu signalisieren, denke ich nicht mehr daran, ob ich aufgeregt bin oder nicht. Alles, was nicht zum Auftritt gehört, existiert nicht mehr. In der Halle sind nur ich und mein Gerät, nichts und niemand weiter. Was ich von nun an tue, geschieht in scheinbar völliger Dunkelheit und Stille. Doch kaum habe ich die Übung beendet, kehren Geräusche und Licht wieder, plötzlich und ohne Übergang." In dieser besonderen Fähigkeit, sich zu konzentrieren, sieht Trainer Wladimir Axjonow Olgas „seltene Begabung, die Bewegung im Flug – in einem Raum ohne irgendwelche Stützen – zu erzeugen, zu fühlen und zu korrigieren". Daß sie technisch perfekt, schwierig und virtuos, dabei auch noch mit Charme und Ausstrahlungskraft turnt, machte sie zur Turnkönigin '84.

Max und Moritz. Olga sitzt der Schalk im Nacken. So ernsthaft sie sich mit allem beschäftigt, was sie als „Turnerin des Jahres" ausweist, so ungewöhnlich erfinderisch und hartnäckig ist sie auch, wenn es darum geht, Streiche auszuhecken und zum Erfolg zu führen. Man nimmt einen Anorak, fummelt aus Lumpen einen Kopf und Hände, zieht den Anorak an, steckt die Füße in die Ärmel und versteckt sich unter einem Stuhl. Dann bittet man einen Gast, Platz zu nehmen, stellt ihm Fragen und erwirkt seine Aufmerksamkeit. Und wenn das „ernsthafte" Gespräch zustandegekommen ist, kommt man als Monstrum unter dem Stuhl hervorgekrochen. „Keine Bange, der Gelackmeierte fällt nicht in Ohnmacht", beruhigt Olga die Gemüter, „der springt nur auf und schreit."

Der Trainer. Ausgenommen von solchen Scherzen ist Wladimir Axjonow. Wenn sie seinen Namen nennt, bekennt Olga zuweilen: „Oft tut mir Wladimir Filippowitsch leid, er nimmt sich meine Streiche und kleinen Kümmernisse mehr zu Herzen als ich." Der fünfundvierzigjährige Wahl-Moskauer Axjonow weiß, wie er mit der Jugend seines nun berühmt gewordenen Schützlings umzugehen hat. Die Frage, was mit der Kindheit der sogenannten Turn-Kinder wird, ist dank

seiner erfolgreichen Arbeit von ihm schon längst beantwortet worden. „Machen wir sie zu früh erwachsen? Nehmen wir ihnen die Kindheit? Oder ist es nicht vielmehr so, daß wir, die wir ja auch Pädagogen sind, trotz hoher Ansprüche an Lernen und Training Kinder Kinder bleiben lassen? Mit allen den Kindern angeborenen Streichen, Scherzen und kleinen Dummheiten? Meinen Schützlingen ist nichts Kindliches fremd. Sie sind fröhlich und lachen, sie spielen, singen und lesen, sie sind auch albern – na und? Und da ist eben auch noch der Sport, der sie vieles lehrt, was ihr gesamtes weiteres Leben positiv beeinflußt. Dabei rede ich nicht nur von physischen Eigenschaften, von Ausdauer und Willensqualitäten – der Sport kann noch vieles mehr! Wenn ich Olga turnen sehe und spüre, wie sie dabei ‚mit dem Herzen lebt', dann frage ich mich oft, was bei ihr unerschlossen geblieben wäre, wenn's den Sport nicht gäbe. Ich bin froh, daß ich ihr half, bei sich selbst eine Menge wichtiger Entdeckungen zu machen."

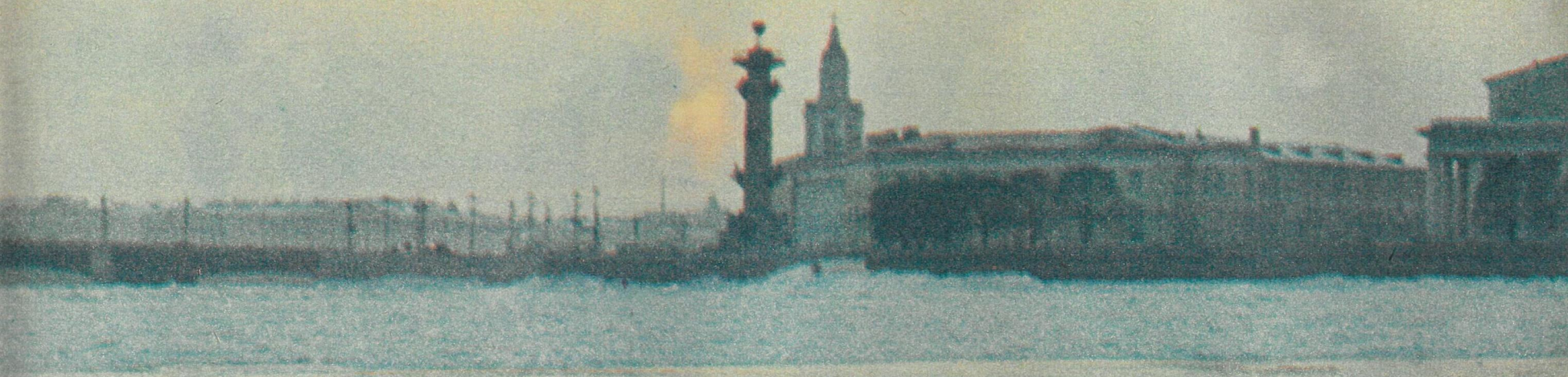
Der väterliche Freund. Nach dem Training fährt Axjonow seine Olga oft mit dem Wagen nach Hause – „sie wohnt doch so weit draußen". Er schneidet aus Zeitschriften Fotos von Bernhardinern und Terriern aus, denn Olga sammelt solche Bilder. Er kauft ihr Bücher, in denen die Rede von guten Menschen und guten Helden ist: „Sie soll lernen, anderen eine Freude zu machen. Deshalb schenke ich ihr Erzählungen von Charles Dickens und Anton Tschechow..."

Die Vorbilder. Als Olga noch klein und ein „entwicklungsfähiges Talent" war, schwärmte sie von Nelli Kim. Auf ihrem Weg schnurstracks nach oben und in die sowjetische Nationalmannschaft sympathisierte sie „mit der turnerischen Leidenschaft und gewinnenden Bescheidenheit Maxi Gnaucks", erkor sie sich die Mehrkampf-Weltmeisterin Natalja Jurtschenko zur Lieblingsturnerin. „Sie hat so feierliche, fast verzögerte Bewegungen. Das dauert und dauert..."

Hans Richard Vollbrecht, Andrej Bataschow

Fotos: Wladimir Sefronow (2), Klaus Schlage

Weiße Tage



Leningrad, die 4,5-Millionen-Stadt am 60. Breitengrad, fast so weit nördlich wie Grönland und nicht südlicher als der Süden von Alaska, Leningrad zahlt jetzt für seine Weißen Nächte: 11 Uhr morgens und immer noch nicht richtig hell. 13 Uhr und ein Himmelstuch aus grauem Hochnebel gewebt, manchmal ein Perlmuttknopf drin. 15 Uhr und es will Abend werden. – Aber dann, was für eine Pracht, wenn die Sonne doch mal für ein Stündchen über Winterpalast und Isaakskathedrale rollt! Seltsame Wesen tummeln sich da in der Newa, halb Mensch, halb Robbe, nicht ganz ungefährlich für arglos Dahergereiste…

Weiße Tage

Das erste Mal nähern wir uns der Peter-Pauls-Festung über die Kirowbrücke. Treten nicht durchs Johannestor, verzichten auf wohlig-warme Museumssäle und einschläfernd singende Fremdenführerstimmen. Gehen außen herum, lassen uns von der Newa in die Nase zwicken: achtzehn Grad minus, durch Seewind verschärft!

Oben an der Kasemattenmauerecke – blauer Kopf, weiße Hauer – grinst still ein Walroßkopf. An dieser Stelle unter diesem Zeichen baden die „wilden" Robben. Die sind harmlos. Die kommen – einzeln, höchstens zu zweit – eilig von der Arbeit dahergetrippelt (man muß warm sein, wenn man sich reinwirft), machen ihre paar Züge hin und her, soweit das Eisloch reicht, kleiden sich hastig an (man darf nicht kalt werden, wenn man rausstеigt), trollen sich im Halbdauerlauf nach Hause.

Das zweite Mal wandern wir über die Schloßbrücke zu Peter und Paul, vorbei an Rostralsäulen, Dreimastbark-Restaurant „Kronwerk", erreichen im Vorfeld der Festung einen blauen Pavillon. Dort sind die organisierten Robben zu Hause. Die haben ein Firmenschild (Klub der Eisschwimmer des Petrograder Rayons Große Newa), Mitgliedsbücher (Golddruck auf blauem Leinen), Beitragsatz (sechs Rubel jährlich), Badekladden (Datum, Name, Verweildauer), Umkleide- und Aufwärmzimmer, Teekessel, Vorstand, Gesundheitsbibliothek und eine Idee, hier mußt du aufpassen.

Jewdokija Loschakowa, 57, Feldscher von Beruf, Instrukteur für Neulinge im Klub, gibt bereitwillig Auskunft: 400 Mitglieder, manche schon 20 Jahre dabei, der Jüngste Vierzehn, der Älteste Zweiundachtzig, Saison von September bis Anfang Mai, Öffnungszeit täglich von 12 bis 19, an Wochenenden bis 17 Uhr, vier weitere Klubs in der Stadt, geschätzte Zahl der Leningrader Eisbader, der wilden wie der organisierten, zwischen drei- und viertausend... Die Sätze wirken unkonzentiert, sie scheint nervös, ihre Augen weiten sich. „Gehen wir!" – „Wohin?" – „Ins Wasser, wohin sonst!"

Wir gehen. Unserer Arbeit nach. Lothar Willmann fotografiert, ich schreibe Alter und Tätigkeit von Eisschwimmern auf. Dammbauer (35, der Mann auf dem Titelbild), Professor (57), Schlosser (41), Röntgenlaborantin (43, die Frau mit dem Schlitten), Kranfahrer (61) – ein Querschnitt durch das berufstätige Leningrad, dazu viele guterhaltene Rentner.

Die Finger werden klamm, die Wangen gefühllos, wir retten uns ins Warme. Jewdokija Loschakowa serviert einen Tee, sie sagt nichts, doch man sieht, wie sie leidet unter unserem Versagen. Viktoria Labutskaja, eine jugendliche Fünfundsiebzigjährige, pensionierte Übersetzerin, befaßt sich mit uns. Erzählt, wie ihr das Kaltwasser geholfen habe, eine Wirbelsäulenverletzung aus der Blockadezeit zu besiegen. Auch von einem Frühinvali-

den ist die Rede, der über „unsere unwahrscheinliche Newa“ zur Arbeit an der BAM zurückfand.

Ach wie schön, so erfreuliche Wirkungen des Eisbadens zu erfahren und dabei im Warmen zu sitzen und heißen Kräutertee zu trinken! Und als Viktoria Ignatjewna dann noch beginnt, mit sanften Handkantenschlägen meine Rückenpartie zu massieren, schwimme ich in Wohlbefinden. Wie naiv! Es folgt ein letzter, aufmunternder Schlag auf die Schulter, drauf das bekannte Funkeln in den Augen und der gefürchtete Satz: „Nun, was ist, gehen wir jetzt?“

Da nehme ich den Lothar zur Linken und die Raissa vom Moskauer Büro zur Rechten, und zu dritt fliehen wir mit dem Taxi zu einem fernen Eiland, das Insel der Werktätigen heißt. Dort im Zentralpark vor den Toren der Stadt mieten wir für Kopeken einen von 3000 finnischen Schlitten, setzen die Dame in den hohen Lehnsitz, stehen hinten auf langen Metallkufen, ein Bein zur Fortbewegung benutzend, und fühlen uns wohl bei solch abstoßender Tätigkeit.

Aber der Stachel bleibt. Noch jetzt höre ich Jewdokija Loschakowas traurige Stimme: „Sogar belgische Frauen habe ich dazu gekriegt, Sie aber... Nein wirklich, ich schäme mich vor mir selbst!“

Ich auch, liebe Jewdokija, ich auch. Deshalb: Wenn Sie im Winter mal in Leningrad vorbeikommen, Sie wissen schon, über die Schloßbrücke, an der Dreimastbark vorbei, der blaue Pavillon – vielleicht könnten **Sie** ... Und wenn es nur für fünf Sekunden ist – ganz schnell zwischen die Schollen und gleich wieder 'raus.

Fritz Jahn (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

Im nächsten Heft:

Am Kilometer 227

FW-Reporter trafen an der Erdgastrasse Jelez–Serpuchow die Jugendbrigade „Karbyshew“ aus der DDR – Männer, die dem Rohr den Graben ziehen.

Foto: V. Billeb

Zwischen Tuul-Fluß und Chentai-Gebirge

Entdeckungen auf einer Winterreise in die Mongolei.

Foto: D. Steinberg

Wo Schiffe das Schwimmen lernen

FREIE WELT besuchte das bulgarische Institut für Schiffshydrodynamik in Warna.

Im Schnellzugtempo durchs Eislabyrinth

FW-Reporter mit Kamera und Notizblock bei den XXIV. Rennschlitten-Weltmeisterschaften auf der Kunsteisbahn von Oberhof.

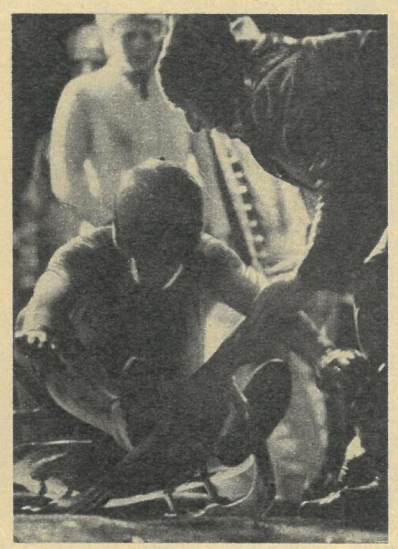


Foto: K. Oberst

Warum gibt es keine Dagestaner?

Fragen und Antworten zu den Völkerschaften in der UdSSR.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

RUSSISCHES PORZELLAN (2)

Paradebankett für Hof und Adel

Foto:
W. J. Potschajew

Die Porzellanmanufaktur von F. J. Gardner in Werbilki war eines der ersten und bedeutendsten Privatunternehmen seiner Art in Rußland. Bald nach der Gründung 1766 zog es die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Hofes und des Hochadels auf sich. 1777 erhielt Gardner dann einen Auftrag. Katharina II. äußerte den Wunsch, drei Festservice, die sogenannten Ordensservice, zu besitzen. Sie wurden für 15 931 Rubel, eine für jene Zeit kolossale Summe, bei Gardner bestellt – eine für die Porzellankünstler reizvolle Aufgabe.

Die Service waren bestimmt für die Festmahle der jährlich stattfindenden Feierlichkeiten zu Ehren der Kavaliere der Orden „Hl. Georg", „Alexander Newski" und „Andreas der Erstberufene". Ein prunkvoller Mittagstisch wurde gedeckt, und wenn auf die Gesundheit getrunken wurde, schoß man von den Festungswällen Salut. Als erstes entstand das Georgs-Service für achtzig Personen mit einem reichen Tafelaufsatz mit architektonischen Verzierungen und Skulpturengruppen für das Dessert. Unser Foto zeigt einen Ausschnitt der gedeckten Tafel mit geschliffenen Gläsern und einem Kristall-Leuchter. Zum Vorbild hatte eine andere außergewöhnliche Schöpfung der Porzellankunst gedient, ein Dessertservice, das der russischen Kaiserin 1772 vom preußischen König Friedrich II. geschenkt worden war. Den Meistern Gardners gelang eine virtuose Leistung, die mit den reliefierten Ordenszeichen, Sternen und Moiré-Seidenschärpen in saftigen leuchtenden Farben unter den Arbeiten der anderen europäischen Manufakturen nicht ihresgleichen hat. Die Geschichte des Porzellans kannte bis dahin keine so harmonische Verbindung derartiger Inhalte mit dem zerbrechlichen Porzellan.

Wasilissa Pachomova-Göres

Die Verschiedenartigkeit der Signets erklärt sich aus den unterschiedlichen Entstehungszeiten der Porzellane.

FREIE WELT

UNSERE FRAGE

Welcher See in der Nähe von Pskow ist mit dem Namen Alexander Newskis verbunden?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Russisches Porzellan 2" an FREIE WELT, 1026 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 30.1.1985. Auflösung und Gewinner in Heft 4/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150M, 100M und 50M. Viel Erfolg!